Philipp Franz von Walther
und seine Bedeutung für die deutsche Chirurgie und Augenheilkunde.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

in der

gesamten Medizin

verfasst und einer

Hohen medizinischen Fakultät

der

Kgl. Bayer. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

August Weinland,
approb. Arzt aus Esslingen a./N.

München, 1905.
Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41549027_0134

Philipp Franz von Walther
und seine Bedeutung für die deutsche Chirurgie und Augenheilkunde.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

in der

gesamten Medizin

verfasst und einer

Hohen medizinischen Fakultät

der

Kgl. Bayer. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

August Weinland,
approb. Arzt aus Esslingen a./N.

ACAD. LUDW. BAT. BIBL.

München, 1905.
Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei Dr. C. Wolf & Sohn.

Gedruckt mit Genehmigung der hohen medizinischen Fakultät der Universität München.

Referent: Herr Prof. Dr. Eversbusch.

„Es ist ein löblicher und schöner Brauch, dass sich die nachwachsenden Geschlechter in gewissen Zeitabschnitten jene Männer ins Gedächtnis zurückrufen, die sich durch hervorragende, epochemachende Leistungen auf irgend einem Gebiete menschlichen Könnens oder Wissens um die Mit- und Nachwelt verdient gemacht haben," sagt Dr. *Ed. Pauli* in seiner Gedächtnisrede auf *Philipp Franz von Walther* bei dessen 100jährigem Geburtstage am 3. Januar 1882 in der Versammlung Pfälzer Ärzte zu Neustadt a. d. Haardt.

In diesem Sinne bin ich gerne der Aufforderung meines verehrten Lehrers, Herrn Professor Dr. *Eversbusch*, gefolgt, an der Hand einer Lebensbeschreibung *v. Walthers* dessen Bedeutung für die Chirurgie und Augenheilkunde näher zu beleuchten.

Seine Lebensgeschichte ist in der Tat, wie wir sehen werden, mit der Geschichte der Medizin und den genannten Disziplinen beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch untrennbar verwachsen. *Walther* fällt hierzu selbst in seiner Rede zum Andenken an den Anatomen und Physiologen *Ignaz Döllinger*,[1]) den Vater des gleichnamigen Theologen, folgendes interessante Urteil über den Gehalt des Lebens und den Wert der Biographie eines deutschen Gelehrten.

„Das Leben und die äusseren Schicksale des deutschen Gelehrten pflegen zwar sehr einfach und glanzlos, vielfach sogar ohne Farbe und Be-

[1]) Rede zum Andenken an *Ignaz Döllinger*, Dr., in der zur Feier des Allerhöchsten Namens- und Geburtstages Sr. Majestät des Königs am 25. August 1841 gehaltenen öffentlichen Sitzung der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, vorgetragen von Dr. Ph. Fr. v. *Walther*, ordentl. Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse derselben. München 1841.

wegung zu sein. Aber die Geschichte seines inneren Lebens, seiner geistigen Entwicklungsschicksale und seines Gemütslebens ist nicht selten sehr reich und mannigfach; bleibt auch jene mehr äussere Geschichte meistens eintönig und ohne Farbenschmuck, so ist doch diese innere bei hervorragenden und ausgezeichneten Individualitäten sehr anziehend — und wenn Memoiren im französischen Sinne bei anderen Völkern, bei welchen das politische und das wissenschaftliche Leben mehr vereint, grosse Staatsmänner und Kirchenfürsten zugleich eminente Gelehrte und Schriftsteller sind — sehr gewöhnlich und anziehend, bei uns dagegen seltener und oft kümmerlich ausgestaltet hervortreten, so erregen von der andern Seite Autobiographien und eigene Mitteilungen deutscher Gelehrter aus ihrer inneren Lebens- und Bildungsgeschichte, auch in ausgewählten brieflichen Überlieferungen — ein eigenes und hohes Interesse."

Walther hat keine Autobiographie hinterlassen. Mit Ausnahme eines Teils seiner Briefe fand sich in seinem schriftlichen Nachlasse nichts, was auf seine Person Bezug hat. Ich war daher genötigt, die zum Entwurfe dieser Abhandlung erforderlichen biographischen Notizen den unten angeführten Aufzeichnungen über *Walther*[1]) zu entnehmen.

Philipp Franz v. Walther war in dem Marktflecken Burweiler bei Speyer in der Rheinpfalz am 3. Januar 1782 als Sohn des dortigen Justizamtmanns *Georg Karl Walther* geboren. Seine Mutter *Ludovica Keller* war die zweite Gemahlin seines Vaters. Den Unterricht in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache erteilte ihm sein Vater, in den übrigen Fächern der Ortsschulmeister zu Burweiler. Durch die französische Revolution verloren seine Eltern ihr Heim und einen grossen Teil ihres Vermögens. Sie mussten daher 1792 nach Speyer, wo der durch seine unge-

---

[1]) I. Die deutsche Medizin im neunzehnten Jahrhundert. Eine Festgabe, dargebracht Herrn Ph. Fr. v. *Walther* zu dessen vierzigjährigem Dienstes-Jubiläum vom ärztlichen Verein zu München 23. Mai 1843.

II. *Philipp Franz v. Walthers* Leben und Wirken, skizziert von Dr. *Aloys Martin,* Privatdozenten und praktischem Arzte in München. München 1850.

III. Festrede zu *Philipp Franz v. Walthers* hundertjährigem Geburtstage, gehalten am 4. Januar 1882 im ärztlichen Vereine zu München von Prof. Dr. J. N. Ritter v. *Nussbaum,* k. b. Generalstabsarzt a. l. s. München 1882.

IV. Gedächtnisrede auf *Philipp Franz v. Walther* bei dessen hundertjährigem Geburtstage, gehalten in der Versammlung Pfälzer Ärzte zu Neustadt am 3. Januar 1882 von Dr. *Ed. Pauli,* Landau 1882.

wöhnlichen Geistesgaben auffallende junge Walther die Lateinschule besuchte, 1793 nach Heidelberg flüchten, wo er sich binnen kurzem im Gymnasium durch seine treue Pflichterfüllung die Zufriedenheit der Lehrer und die Achtung der Mitschüler erwarb.

Nebenbei sei erwähnt, dass, wie die damalige deutsche Jugend überhaupt, so auch sein Gemüt durch *G. F. Klopstocks* Dichtungen in höchster Begeisterung ergriffen war. Lautet doch eine Randmerkung der Messiade „Staunend blicke ich zu dem Manne hinauf, dessen Harfenklang erst in den Gewölben des Himmels verhallte."

Aus dieser Gymnasialzeit besitzt die Familie u. a. folgende Schriften: „Unterbrechung der Kopfarbeit durch körperliche Übungen", „Malerei und Bildhauerkunst in Bezug auf die Sittlichkeit".

Am 25. November 1797 wurde der „maxima cum laude" vom Gymnasium abgehende, 16jährige *Walther* an der Heidelberger Hochschule als Studierender der Philosophie immatrikuliert. Nachdem er sich hier in dieses Studium mit grossem Fleisse eingearbeitet hatte, wurde er schon im Sommer 1798 wegen Übersiedlung seiner Eltern über den Rhein zurück nach Weiher in der Pfalz vor die Frage gestellt, ob er, mit den Eltern ziehend, die Studien unterbrechen und französischer Staatsangehöriger werden, oder lieber abseits von der Familie in Deutschland sein Studium fortsetzen wolle. Er tat dies und war später darauf stolz. Dennoch wurde er im Herbst 1799 durch die Franzosen aus Heidelberg vertrieben und gezwungen, nach Hause abzuziehen.

Über den naturwissenschaftlichen Teil seiner Studien erhalten wir näheren Aufschluss aus seinem Doktordiplom (Landshut, s. u.): „... qui absolutis in Universitate Heidelbergensi summa cum laude studiis philosophicis in eadem Universitate non tantum collegia chemica, zoologica et mineralogica *A. Succov,* botanica . . . et pathologica *A. Zuccarini,* anatomica, physiologica, chirurgica, et artis obstetriciae *A. Moser,* sed et praeter monita medicopractica *A. May* auscultata ejusdem praelectiones in pharmaciam, uti et praelectiones in materiam medicam *A. Nebel* cum notis diligentiae et profectus primae classis frequentavit."

Was sein Studium der Philosophie in Heidelberg anlangt, so müssen wir an dieser Stelle schon näher darauf eingehen. Denn es hatte auf ihn einen für das ganze Leben entscheidenden Einfluss.

Wie die medizinische Wissenschaft in jenem halben Jahrhundert von der philosophischen Betrachtungsweise zu einer physiologischen fortgeschritten ist, so ist auch im Leben *Walthers* zunächst eine philosophische Betrachtung die Grundlage seiner wissenschaftlichen Arbeiten, während er

später sich mehr von derselben freimachte, indem er auf die physiologischen Tatsachen aufzubauen suchte.

Zuerst war es die damals dem südlichen Deutschland näher bekannt werdende *Kant*'sche Philosophie, die *Walther* lebhaft anregte. Ausser mit *Kant*, ja in noch höherem Masse beschäftigte er sich mit *Fichtes* und *Fr. W. Schellings* Philosophie, besonders mit den beiden Schriften von diesem: „Ideen zu einer Philosophie der Natur als künftige Grundlage eines allgemeinen Natursystemes, Leipzig 1797" und „Von der Weltseele, eine Hypothese der höheren Physik zur Erläuterung des allgemeinen Organismus, Hamburg 1798". *Walther* wurde so *Schellings* eifrigster Schüler. Aus diesem Verhältnis entwickelte sich aber in der Folgezeit in München, als sie zusammen an der Akademie und Universität wirken durften, das seines vertrautesten Freundes, wovon wir uns durch einen Blick in etliche noch im Nachlasse vorhandene Briefe von *Schellings* Hand überzeugen können.

Diese gründliche philosophische Vorbildung verschaffte *Walther* einen raschen Überblick in medizinischen Fragen und ermöglichte ihm die klare Darstellung und konsequente Entwicklung seiner Beobachtungen. „Er war durch und durch getränkt von der Wissenschaft des Wissens und durch diese ward er Meister und Regenerator in allem, an was immer er seine geistige Hand anlegte." So preist ihn der Nekrolog in der Allg. Ztg. von Augsburg, Beilage vom 31. Januar 1850.

Als philosophischer Naturforscher, wie es in seiner Zeit lag, konnte sich *Walther* nicht mit einer besonders den ausländischen Gegnern heftig vorgeworfenen „gedankenlosen Empirie und mit der müssigen Zusammenschleppung von halbzuverlässig beobachteten Tatsachen begnügen". Die deutschen Naturforscher, sagt er daher, sollten wissen, was sie der Philosophie verdanken, die, wenn sie ihnen innewohnt, ihnen die überlegene geistige Kraft und Stärke über ihre exotischen Mitbewerber verleiht. So bekämpft er unter den Franzosen besonders *Condilliac*, unter den Engländern namentlich *Magendie*, der den Satz aussprach, die Wissenschaft sei das Agglomerat der Tatsachen, und der dem menschlichen Geiste jede Einwirkung auf das regellose Chaos der Tatsachen in Abrede stellte. *Walther* zählt ihn deswegen zu den Epikuräern, die das Universum durch eine zufällige, planlos-willkürliche Vereinigung der Atome entstehen liessen. — Sein Standpunkt zur Philosophie möge noch aus folgendem entnommen werden. Die innerste Seele der deutschen Naturwissenschaft, wie überhaupt all unseres Wissens, ist für ihn die Philosophie. Wer von den deutschen Naturforschern sich davon lossagt, verliert damit seine nationale Kraft und wird der nachtretende Knecht der ihn verachtenden Franzosen und Engländer. Er gibt zwar zu, dass oft naturwissenschaftliche Probleme mit Hilfe mathematischer Formeln befriedigend gelöst werden können, auch Analogie- und Induktions-

schlüsse in Fällen, in denen die Tatsachen dem strengen Calcül nicht unterworfen sind, ihre Berechtigung haben. Die eben genannten Schlüsse und die keineswegs produktive Mathematik genügen ihm aber nicht für die fundamentalen Fragen nach den letzten und tiefsten Ursachen. Solche Fragen, die dem Naturforscher nicht ferne liegen dürfen, sind nur lösbar durch philosophische Betrachtung aller Dinge im Zusammenhang untereinander. Diese erfolgt richtigerweise nicht durch dürre, unfruchtbare Spekulation, durch unklares, träumerisches Hinbrüten über einzelne von der Aussenwelt auf uns zukommende Gedanken und einige durch fromme Naturbetrachtung aufgeregte Gefühle, vollends nicht durch die Verwebung philosophischer Lehrsätze in die Masse der fremden und eigenen Beobachtungen, worin sie, wie *Horaz* sich ausdrückt, „wie Purpurlappen einem überall durchlöcherten Bettlerrock eingeflickt“ erscheinen.

Vielmehr offenbart sich die philosophische Richtung des deutschen Naturforschers in der Erhabenheit seiner Gedanken, in deren tiefem Zusammenhang, in der aus seinem Innern kommenden Erleuchtung, kraft deren sein forschender Geist sich in der Natur heimisch fühlt, und in der Unmasse von Tatsachen keine regellos zerstreuten Objekte, sondern sogleich jede an ihrem natürlichen Platze und mit allen übrigen in göttlicher Ordnung verbunden erkennt. Diese Erkenntnis, schliesst er, ist aber nur dem philosophischen Geiste verliehen.

Wollen wir *Walther* des weiteren als Mitbegründer der deutschen wissenschaftlichen Chirurgie und Augenheilkunde kennen lernen, so müssen wir zunächst seinen Studiengang, der von dem heute üblichen erheblich abweicht, weiterverfolgen.

Die Sehnsucht nach Vervollkommnung seines Wissens liess ihn nicht mehr länger in Weiher bleiben. Nach einer deutschen Hochschule zog es ihn aber nicht mehr sonderlich.

Er entwirft selbst ein Bild von ihnen. Auf den deutschen Universitäten fehlte es damals noch beinahe ganz und überall an klinischen Instituten und obgleich in ihrem Schosse eine reiche medizinische Gelehrsamkeit fruchtbringend gepflegt wurde, so war der Unterricht wegen des Mangels an Sammlungen und Instituten nicht anschaulich, nicht lebendig eindringend: er blieb tot und scholastisch. Für die Schule erlernten die Zöglinge vieles, für das Leben und die Ausübung sehr weniges. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen waren kleine Raritäten-Kammern, in denen die sparsam vorhandenen Naturkörper mit ethnographischen Gegenständen und mit einigen physikalischen Apparätchen buntscheckig gemengt waren. Auf den anatomischen Theatern, die in sehr entlegenen, fast unzugänglichen Örtlichkeiten, z. B. in Bamberg in einem Keller des Zucht-

hauses, angelegt waren, fehlte es an der nötigen Anzahl von menschlichen Leichnamen. Klinische Hospitäler gab es beinahe nirgendswo. Diese sind an deutschen Universitäten erst später in ihrer Wichtigkeit und Notwendigkeit richtig erkannt worden.

Unter diesen Umständen lag es für *Walther* nahe, an eine ausländische Universität zu denken. Wohl eine der berühmtesten und von vielen jungen deutschen Ärzten aufgesucht war damals die Schule von Pavia, wo *Johann Peter Frank*, sein späterer Lehrmeister in Wien, und *Antonio Scarpa* als klinische Lehrer ersten Ranges glänzten. So gern er Pavia aufgesucht hätte — wir ersehen dies daraus, wie er mit Wehmut *Döllinger* als den letzten ehrwürdigen Veteran im Kollegium der Ludwig-Maximiliansuniversität preist, der aus jener alten Schule hervorgegangen war —, so war es ihm doch nicht möglich. Denn 1793 mussten die dortigen Vorlesungen wegen der Revolutionsstürme geschlossen werden: ein Umstand, der auch dem Studium *Döllingers* ein rasches Ende bereitete.

Walther bezog im Frühjahr 1800 die Universität Wien, wo wir ihn drei Jahre ernsten klinischen Studien obliegen sehen.

Seine Vermögensverhältnisse zwangen ihn dort als Erzieher Stunden zu geben. Nach österreichischer Landesvorschrift war den Erziehern die Pflicht des Studiums der Pädagogik und einer Prüfung in diesem Fache auferlegt. Es war dies ein peinlicher Zeitverlust für ihn. Wie wenig sein Humor jedoch unter derartigen Verhältnissen litt, zeigt uns ein Brief, in dem er seinem Onkel, Generalsteuereinnehmer *Keller* in Weissenburg i. Els., der das Talent seines Neffen erkannte und unterstützte, mitteilt: „In der Frühe erhebe ich mich um halb 5 Uhr vom Lager; von 5—6 Uhr gebe ich einem Advokaten aus Brabant Unterricht im deutschen Aufsatze, von 6—7 Uhr höre ich des jüngern *Frank* Vorlesungen über die Weiberkrankheiten, von 7—8 Uhr besuche ich mit demselben seine beiden Krankensäle, worauf ich immer mehrere Kranke zur eigenen Behandlung mir auserwähle; von 8—9 Uhr bringe ich auf der praktischen Schule bei Hofrat *Frank* und von 9—10 Uhr in dessen praktischen Vorlesungen zu. Nun habe ich endlich eine halbe Stunde Ruhe, dann mache ich einen forcierten Marsch in die Stadt, wo ich um 11 Uhr eintreffe und bis 12 Uhr Unterricht gebe; von 12—1 Uhr höre ich des berühmten *Beer* Vorlesungen über die Augenkrankheiten, von 1—½3 Uhr bringe ich in dessen Augenkranken-Anstalt

zu, dann schaue ich mich nach Etwas für meinen gewöhnlich äusserst aufgebrachten Magen um. Kaum den Löffel aus dem Munde und schon bin ich wieder unter Segel ins allgemeine Krankenhaus, wo ich meine Kranken und noch einige andere Säle besuche. Von da komme ich nach 5 Uhr zurück, muss aber um 6 Uhr gewöhnlich schon wieder im Seziersaale sein, um dort ein Colleg über Anatomie zu hören. Nehmen Sie nun noch die Zeit, wo ich nachlese, nachschreibe, für mich arbeite, bei den Leichenöffnungen der glücklich Kurierten, selig Verstorbenen mich einfinde u. s w. und Sie werden es glaublich finden, dass ich die 18 Stunden des Tages oft multiplizieren möchte, um nur damit für meine Geschäfte auszureichen."

Andererseits bedauert er in einem Briefe vom Dezember 1801 an seine Eltern die Ungewissheit seiner Zukunft: „Ich beschäftige mich gegenwärtig vorzüglich mit Anatomie und Chirurgie und setze das Studium der Augenkrankheiten fort. Ich gedenke einmal besonders diesem Zweige der Heilkunde mich zu widmen und als Augenarzt, Starstecher u. s. w. meine Theater aufzuschlagen. Wo und wann? — Ich wünschte mir diese Fragen mit Bestimmtheit beantworten zu können . . . . Es ist äusserst unangenehm, noch nirgends in der Welt Anker geworfen zu haben und immer im Ungewissen herumzutreiben. Wenn es tunlich ist, wünschte ich auf der Universität Landshut mich zum Doktor schlagen zu lassen, alsdann würde ich versuchen, mich noch ein halbes Jahr in Würzburg mehr in Chirurgie und Anatomie zu vervollkommnen, wozu hier nur äusserst mangelhafte Gelegenheit ist."

Wie es damals in Wien nach *Walthers* Auffassung mit dem medizinischen Unterricht bestellt war, möge sich der Leser aus dessen Urteil selbst entnehmen: „Es gibt wohl keine medizinische Fakultät an irgend einer hohen Schule, welche sich in einem so traurigen und beklagenswerten Zustande befindet, wie jene in Wien. Bei den vortrefflichsten Medizinalanstalten der Kaiserstadt, welche aber auch bereits in Verfall zu geraten anfangen, ist es gewiss jedermann auffallend, dass die medizinischen Lehrstühle so schlecht oder vielmehr gar nicht besetzt sind. Die beiden rühmlichst bekannten *Jacquin* und der vortreffliche Technolog und Naturbeschreiber *Jordan* tragen Lehrgegenstände vor, welche eigentlich nicht ins Gebiet der Heilkunde gehören, sondern nur als Vorkenntnisse an diese anlehnen und mit ihr in näherer oder entfernterer Verbindung stehen.

Prohaska hat die Anatomie, worin er einst so viel leistete, verlassen und liest jetzt bloss über Physiologie, in welcher er noch nicht über die *Haller*'schen Ideen von Reizbarkeit und Empfindlichkeit sich erhoben und durch die neue Auflage seines Lehrbuches seinen Stillstand und regressive Tendenz beurkundet hat. An seine Stelle ist nun ein Mann ganz ohne wissenschaftliche Bildung, der schon als Prosektor sehr mittelmässig war, gekommen."

Er fährt dann fort: „Eine eigentliche Professur der Heilkunde ist

ausser jener des *Kollin* nicht vorhanden. Dieser ist eine in geschichtlicher Absicht sehr instruktive Antique aus den Vor-*Boerhave*'schen Zeiten. Ein Mann, der nie zu einem andern Gedanken sich erhob, als zu den von seinen ehemaligen Lehrern auf ihn übertragenen — der beinahe sein ganzes Leben lang nie ärztliche Praxis ausübte und von keiner Krankheitsform einen anschaulichen Begriff hat, liest Pathologie, allgemeine Therapie und Heilmittellehre. Für spezielle Therapie, d. h. für wissenschaftliche Darstellung derjenigen Kenntnisse, welche den Heilkünstler eigentlich konstituieren, ist kein Lehrstuhl an der hohen Schule zu Wien vorhanden; und was auch immer ein hämischer Anonymus in der Salzb. med. chir. Zeitung dagegen vorbrachte, so bleibt doch wahr, dass der würdige Herr Hofrat *Frank* den Vortrag derselben bloss aus gutem Willen und dem Wunsche, mehr nützlich zu sein, als er es durch den bloss klinischen Unterricht werden konnte, — übernommen und ohne irgend eine Vergeltung oder Weisung des Gouvernements bisher fortgeführt habe. Die medizinisch-chirurgische Josephs-Akademie, welche zwar unter ihren Lehrern würdige und berühmte Männer zählt, ist dem Prinzip ihrer Organisation gemäss nicht auf die wissenschaftliche, sondern bloss im feldärztlichen Fache brauchbare Bildung ihrer Zöglinge berechnet, so dass sie hier nicht in Betracht kommen kann. Bei dieser mangelhaften Besetzung mehrerer der wichtigsten medizinischen und chirurgischen Lehrfächer wäre gewiss jungen Männern des Auslandes, welche in grosser Anzahl zum Teil als völlig gebildete Ärzte nach Wien reisen, wenige oder gar keine Gelegenheit gegeben, sich weiter in der Technik ihrer Kunst zu vervollkommnen, wenn nicht mehrere sehr geschickte und erfahrene Ärzte und Wundärzte, welche zum Teil Vorsteher medizinischer Anstalten sind, sich damit beschäftigten, Privatvorlesungen zu halten, dabei die ihnen untergeordneten Anstalten benützen liessen, und so, ohne von dem Staate dafür anerkannt oder auf irgend eine Weise begünstigt zu sein, die Lücken des öffentlichen Unterrichts ersetzten."

So fesselten denn *Walther* in Wien nur *Joh. Peter Frank* und *Beer*, damals der erste Augenoperateur Deutschlands. Beide sorgten als treue Gönner für ihn.

Von *J. P. Frank* schreibt er, dass sonst niemand im Leben auf ihn einen solch erhebenden und bleibenden Eindruck gemacht habe. Seine Lehren seien wie ein befruchtender Tau auf sein empfängliches Gemüt gefallen. Ausser der Masse des Erlernten verdankte er ihm besonders die Anregung zum eigenen selbständigen Forschen, die innere Erschliessung des Geistes, wie aus zersprengten Fesseln, sowie die Kunst des Lehrens. Durch seine Verwendung, der ihn in

gewissenhafter Überzeugung dem Kurfürsten *Maximilian Joseph* (späterem König *Max I.*, seit 1806) von Bayern gegenüber als seinen besten Schüler empfehlen konnte, bekam er seit 1801 ein jährliches Stipendium von 200 fl.

Auch *Beer* konnte seinem Schüler schon 1802 während einer Reise die Verantwortung über seine Kranken überlassen, wobei dieser sich fast täglich durch kleinere Operationen am Auge üben lernte. So machte er die erste Staroperation am Lebenden schon im August 1802. Ausser diesen Anfängen einer ärztlichen Praxis fand er aber auch noch Zeit zu Abhandlungen.

Zwei Gegenstände traten damals neu in der ärztlichen Wissenschaft auf: Die Lehre des Dr. *Gall* und die Anwendung der *Volta*'schen Säule.

Durch die *Volta*'sche Säule hatte er im Anschluss an die Beobachtungen des Dr. *Bremser* im Wiener Taubstummen-Institut in Gegenwart sachverständiger Ärzte bei Starkranken, Schwerhörigen und Gelähmten Besserung erzielt und er betont in seiner diesbezüglichen kritischen Arbeit: „Über die therapeutische Indikation und den Technicismus der galvanischen Operation", dass er damit ein Beispiel einer naturphilosophischen Bearbeitung eines ärztlichen Gegenstandes zur öffentlichen Beurteilung aufgestellt habe. Es soll sich diese Arbeit des ungeteilten Beifalles der damaligen Rezensenten und Fachgelehrten erfreut haben.

Über Dr. *Gall* schreibt er an seine Eltern (September 1800): „Auch höre ich seit 14 Tagen die Vorlesungen eines hiesigen Gelehrten über eine ganz neu von ihm erfundene Wissenschaft: aus dem Bau des Hirnschädels die Fähigkeiten und Neigungen eines Menschen zu erkennen. Die Bestimmung meiner Talente, welche er nach meinem Schädelbau machte, ist mir sehr schmeichelhaft und sollte mich also billig von der Richtigkeit seiner Beobachtungen und deren Resultaten überzeugen!" *Walther* gewann grosses Interesse an dieser neuen Lehre und verfasste als Ergebnis der gehörten Vorlesungen anonym eine „Kritische Darstellung der *Gall*'schen anatomisch-physiologischen Untersuchungen des Gehirn- und Schädelbaues". *Gall*, dessen Lehre durch *Walther* in philosophischem Geiste weitergebildet auch in Deutschland Verbreitung fand, sandte, von der Redaktion aufgefordert, darüber folgendes gewiss günstige Urteil: „Ich freue mich, darin eine treue und richtig gefasste Darstellung meiner Gehirn- und Schädellehre zu finden, welche sich unter der Menge

der grössern und kleinern Schriften, in denen meine Grundsätze teils mangelhaft, teils ausser allem wissenschaftlichen Zusammenhange vorgetragen wurden, vorteilhaft auszeichnet . . . . Übrigens wünsche ich, die besagte Darstellung möge recht viele Leser finden und das Publikum möge dieselbe so lange als Basis seines Urteils über den von mir behandelten Gegenstand nehmen, bis ich selbst durch die Herausgabe meines Werkes näheres Licht über das Detail meiner Lehre verbreiten kann."

Im Januar 1803 musste *Walther* über seine weitere Zukunft unter folgenden drei Möglichkeiten entscheiden: Einmal konnte er der Nachfolger *Beers* werden (dieser, sein Lehrer und Freund, wollte ihm für diesen Fall sofort einen Teil seiner Praxis abtreten). Sodann bot sich ihm die Gelegenheit, als Chirurg und Augenarzt in Frankreich sich niederzulassen (auf Anraten und unter grossen Versprechungen eines dort lebenden Verwandten). Endlich lag es für ihn nahe, aus Dankbarkeit gegen den Kurfürsten in den bayerischen Dienst überzutreten.

Er entschied sich hiefür, indem er im Januar 1803, mit den besten Zeugnissen der beiden *Frank,* Dr. *Beers* und des pfalzbayerischen Gesandten in Wien ausgerüstet, die Reise nach München unternahm, um persönlich sein Anliegen vorbringen zu können. „Er wollte nun einmal aus der peinlichen Ungewissheit über sein künftiges Schicksal, in der er fortwährend schwebte, gerissen werden, um sich einen festen und sicheren Lebensplan entwerfen zu können."

In München fand er einen Gönner in der Person des Hofrats Dr. *Adalbert Friedrich Marcus,* des durch den Einfluss des Ministers *Montgelas* und des Geheimrats *von Zentner* neuernannten Generaldirektors des Medizinalwesens in den für Bayern neu erworbenen fränkischen Fürstentümern Bamberg und Würzburg. Von diesem zum Assistenzarzt vorgeschlagen, wurde *Walther* durch den Kurfürsten mit einem einstweiligen Gehalte von 500 fl. der Direktion der Medizinal- und Hospitalanstalten in den fränkischen Fürstentümern zur Verwendung in den Krankenhäusern, in den Städten, auf dem Lande und zu medizinischen Ausarbeitungen als Assistenzarzt beigegeben.

Seine Ernennung erfolgte gerade zu einer Zeit, da er in Landshut vom Dekan der medizinischen Fakultät Professor Dr. *C. J. Niederhuber* zum Doctor philosophiae, medicinae et chirurgiae geschlagen und als Augenarzt approbiert wurde (18 Februar 1803).

Er reiste darauf nach Bamberg, um hier dank der Neuschaffung von Administrations- und Justizstellen bei dem ebenfalls neugegründeten Provinzial-Medizinal-Kollegium eine so rasche wissenschaftliche Laufbahn anzutreten, wie sie für unsere heutigen Verhältnisse undenkbar wäre. Kaum Assistenzarzt, wurde er, die eigentliche selbständige Praxis damit beginnend, im Mai 1803 Medizinalrat, wenige Monate später Oberwundarzt des Bamberger allgemeinen Krankenhauses und noch im selben Jahre (21jährig) Professor der Chirurgie und Entbindungskunst an der medizinisch-chirurgischen praktischen Schule.

Die Medizinalverfassung des Fürstentums Bamberg war damals vorbildlich für Bayern und andere deutsche Staaten und in allen Teilen die Schöpfung von Dr. *Marcus*, dem als genialer Schüler, Freund und Mitarbeiter der junge *Walther* zur Seite stand. Jedoch dauerte diese gemeinsame Tätigkeit nur kurze Zeit. Denn in dem gleichen Jahre unternahm *Walther* zwei Reisen nach Wien und Paris.

So kurz der Aufenthalt in Wien war, lieferte er doch den Stoff zu einer weiteren Abhandlung: „Neue Darstellungen aus der *Gall*'schen Gehirn- und Schädellehre, als Erläuterung zu der vorgedruckten Verteidigungsschrift des Dr. *Gall*, eingegeben bei der niederösterreichischen Regierung. Mit einer Abhandlung über den Wahnsinn, die Pädagogik und die Physiologie des Gehirns nach der *Gall*'schen Theorie."

Diese Schrift schien ihm einmal schon in Anbetracht der von *Gall* in seinen Untersuchungen und Ansichten gemachten bedeutenden Fortschritte nötig. Dann wollte er diese Darstellungen auch an die von *Gall* selbst verfasste Verteidigungsschrift angliedern, damit sie als Fortsetzung der kritischen Darstellungen so die gesamte Literatur der *Gall*'schen Theorie umfassen. Der zweite Teil enthält kurz eine auf *Gall*'sche Ideen gestützte Theorie der Geisteskrankheiten, eine Verurteilung der bisherigen Klassifikation des Wahnsinns, den Vorwurf der rohesten Empirie und des ver-

worrensten Paradigmatismus in der Pathologie und Therapie der Geistesverwirrungen; ferner Pädagogik und Physiologie des Gehirnes nach der *Gall*'schen Theorie, Nervenphysik und Winke für die Therapie und innere Organisation der Irrenanstalten.

Im November 1803 unternahm *Walther* seine wissenschaftliche Reise nach Paris, wobei er seine Eltern in Weissenburg i. Els., wo sein Vater als Richter beim dortigen französischen Tribunal tätig war, besuchte. Was er dort sah und lernte, war, wie er selbst sagte, für sein ganzes Leben von höchster und entscheidender Wichtigkeit, indem er in Paris erst sich zum Chirurgen und Operateur gebildet habe, während in Deutschland die Wundarzneikunde zu jener Zeit fast allgemein nur in den Händen von Badern gewesen sei.

In der französischen Hauptstadt war zu jener Zeit die *Desault*'sche Schule tonangebend. Er fand, dass sie das Gepräge der Willkür und Einseitigkeit zeige wie die erste Periode der Revolution, in deren Zeit sie fiel. Allerdings seien aus ihr die besseren Wundärzte, welche Frankreich damals besass, hervorgegangen und *Desaults* persönliches Verdienst als Lehrer wollte er durch seine Bemerkungen nicht schmälern. Auch die politisch stürmischen Zeiten in Paris miterlebt zu haben, war ihm von hohem Interesse.

Kaum hatte *Walther* nach der Rückkehr seine Tätigkeit in Bamberg wieder aufgenommen, als er für die Ludwig-Maximilians-Universität in Landshut, die ihn zwei Jahre zuvor zum Doktor promoviert hatte, im Dezember 1804 zum ordentlichen Professor der Physiologie und darauf zum Professor der Chirurgie ernannt wurde.

Diese von der Regierung bevorzugte Universität stand damals vor einer glänzenden Zukunft. Hier war es ihm vergönnt, mit andern bedeutenden Männern zusammenzutreten.

Als Kollegen traf er *Aloys Winter, Röschlaub,* v. *Schrank, Mibbiller, Breyer, Mamert, Weber;* in der juristischen Fakultät lehrten *Gönner, Feuerbach, Hellersberg;* in der theologischen *Sailer, Zimmer, Winter.* Im Laufe der Jahre gesellten sich noch *Hartig, Unterholzner, Barteln, Hufeland, Allioli, Savigny, Mittermaier, Tiedemann, Schultes, Fuchs* und *Stahl* hinzu.

Auch in diesem Kreise hervorragender Gelehrter (Landshut selbst war durch Krieg und Krankheit schwer mitgenommen worden) schufen jedoch die politischen Gegensätze Parteien, die sich nicht scheuten, sich der Denunziation und ähnlicher Hilfsmittel für ihre Zwecke zu bedienen. Wer sich nicht blindlings der französischen Suprematie unterwarf, wurde durch die Gegenpartei verdächtigt. Solche Opfer waren z. B. *Sailer, Zimmer, Savigny.* Bei der Herrschaft solcher Anschauungen in Landshut zog es *Walther* mehr in den neutraleren Kreis der Münchener Akademiker: *Friedr. Heinr. Jacobi, Schelling, Thiersch, Niethammer, Pallhausen, Moll, Sömmering* und anderer. Hier machten ihn seine Gelehrsamkeit und sein Gedankenreichtum ebenso beliebt, wie seine durch Humor und Witz bedingte Geselligkeit.

Ehe wir uns von der erfolgreichen Tätigkeit *Walthers* in Landshut als Gründer und Leiter einer schnell aufblühenden chirurgischen und ophthalmiatrischen Klinik, Operateur, Lehrer und Schriftsteller nach dem Zeugnis seiner Zeitgenossen ein Bild machen wollen, sei hier zuvor seiner in Amberg erfolgten Verehelichung mit *Antonie Charlotte* Freifräulein *von Podewils* gedacht (Oktober 1814). Aus der glücklichen Ehe gingen eine Tochter und fünf Söhne hervor.

Was die Bewohner von Landshut *Walther* zu verdanken hatten, bezeugten sie beim Gedanken der Trennung von ihm durch die gerüchtweise verlautete Wegberufung in einer an König *Max I.* gerichteten Eingabe des Magistrats und der gesamten Bürgerschaft um seine Erhaltung an ihrer Universität. Wir lesen da: „Wir, die wir seit Organisation des hiesigen Munizipalrates vorzügliche Gelegenheit hatten, die Verdienste dieses ausgezeichneten und unermüdeten Arztes und Chirurgen kennen zu lernen, wurden um so mehr ergriffen, als wir uns überzeugt fühlen, dass der Verlust seiner Kunst und Tätigkeit nicht nur für die Gemeinde, sondern auch für mehr als die nächsten Umgebungen unersetzlich sei. Nicht nur, dass der Staat seiner Gelehrsamkeit, Kunst und seinem klinischen Unterrichte in der Chirurgie und Ophthalmologie zeither ausgezeichnete junge Männer verdankt, — nicht nur dass die leidende Menschheit und die hiesige klinische Anstalt ihren sichersten Erretter und teilnehmenden Freund verliert; so wird auch noch das Wehklagen der vielen Armen aus der Stadt und den Umgebungen, welche er ebenfalls unentgeltlich und mit unverdrossener Mühe mit geraden Gliedern und verlorenem Gesichte wieder beschenkte,

als auch noch mit reichen Gaben mildtätig unterstützte, diesem Unersetzlichen nachhallen und nach ihm — vielleicht fruchtlos — um wenigstens gleiche Hilfe jammern. Wir wollen der Kriegsepoche keine Erwähnung tun, wo *v. Walther* bei Tag und Nacht rastlos, mit seltenem Eifer, Aufopferung und Gefahr seines eigenen Lebens dem Freunde wie dem Feinde Beistand und Tausenden in — und ausser den Spitälern das Leben rettete, welches ohne seine Hilfe unwiderbringlich verloren gegangen wäre; wir wollen nur darauf in allertiefster Untertänigkeit aufmerksam machen, dass das hiesige Krankenhaus als klinische Anstalt nur durch seinen Eifer allmählich zu reifen begann und zu einem Attribute der Stadt und der Universität angewachsen ist, das allen übrigen gemeinnützigen Anstalten, welche wir haben, den Vorrang abstreitet."

Von der Universität 1811 zum Rector magnificus gewählt, wobei er an die Studenten eine Antrittsrede „über den Geist der akademischen Gesetze" hielt, verstand er es als väterlicher Berater durch das Wesen seiner Person, die studierende Jugend im Zaume zu halten. Indem er so selbst ein Beispiel gab, wurde dadurch in Landshut das Verhältnis zwischen Lehrern und Studierenden geselliger als sonst.

Auch diese, die, wie wir nachher sehen werden, gelegentlich eines Konfliktes mit dem Militär gerade zur Zeit, als *Walther* ihr Rector magnificus war, allen Grund hatten, ihm dankbar zu bleiben, baten die hohe Ständeversammlung des Reiches, als 1819 *Walthers* Berufung nach Bonn erfolgte: „um Beibehaltung ihres allgeliebten Lehrers, dem sie vorzüglichst die Blüte und den Ruf der Universität verdanken; aus fernen Landen kommen in ihrer Kunst bereits geübte Ärzte, um durch seine Lehre und seinen Umgang für die Kunst zu gewinnen; aus allen Gegenden Bayerns wollen Kranke zu ihm, um Hilfe und Rettung bei dem zu suchen, der sich als Arzt das höchste Vertrauen des ganzen Volkes erhalten hat. *Walther* ist die Ehre unserer Universität, die Zierde der bayerischen Nation; der Fall unserer Universität wäre die notwendige Folge des Abganges *Walthers*."

Privatdozent Dr. *Martin* berichtet über das für die damaligen Landshuter Verhältnisse bezeichnende Intermezzo, das mit dem Auszug der Studenten auf den naheliegenden Berg endete „und bei welchem es vielleicht zu einem blutigen Strassenkampfe zwischen den aufs äusserste erbitterten Parteien gekommen wäre, wenn nicht der Rektor *v. Walther* selbst auf den Schauplatz des Kampfes geeilt und in die Mitte zwischen den streitenden Haufen sich gestürzt hätte, um beiderseits von weiteren Schritten abzumahnen. Beinahe wäre er aber dabei ein Opfer seines Mutes und Pflichteifers geworden, wenn nicht ein Landshuter Bürger ihn gerettet hätte. Ein Soldat nämlich, welcher den Rektor nicht kannte, ihn vielmehr wegen seines

jugendlichen Aussehens für einen Studenten hielt, war gerade im Begriffe, dem Abmahnenden von rückwärts das Bajonett durch den Leib zu rennen, als der Bürger, dies noch rechtzeitig bemerkend, *Walthern* beim Arm ergriff und dem tödlichen Stosse entriss. Die Studenten zogen übrigens, der militärischen Übermacht weichend, zum grössten Teile aus der Stadt auf einen nahe gelegenen Hügel, wo sie sich die folgende Nacht und den nächsten Tag unter freiem Himmel förmlich verschanzten. Indess bewog sie doch das Vertrauen auf ihren Rektor, an denselben eine Deputation zu schicken und ihn um seine Verwendung und Fürsprache zur gütlichen Beilegung des Haders zu bitten. *v. Walther* versprach ihnen nicht nur diese, sondern verbürgte sich ihnen auch dafür, dass keinem von seiten der Regierung ein Leid geschehen sollte, falls sie ruhig und ohne Geräusch in die Stadt zurückkehren und andern Tags wieder ins Kolleg kommen würden. Die Studenten gingen die Bedingung ein und des andern Tags hatte das gestern noch so aufgeregte Landshut wieder ganz sein früheres Aussehen, gerade so, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Freilich glaubte die Regierung dem Rektor für seine Quasiamnestie, zu der er nicht befugt gewesen sei, einen Verweis zugehen lassen zu müssen; *v. Walther* liess sich auch denselben gerne gefallen und am Ende war ihm die Regierung für seine Entschlossenheit nicht minder dankbar als die Studenten, sie respektierte das Wort des Rektors und keinem der ausgezogenen Studenten geschah etwas Unangenehmes.“ *Walther* konnte diesen offiziellen Verweis leicht verschmerzen. Denn die Anerkennungen, die er aus München erhielt, wogen ihn zur Genüge auf.

Das bayerische Ministerium, vor allem *von Montgelas* und *von Zentner,* erkannten seine dem Vaterlande zugute kommenden Verdienste klar, und kurz nach der am 19. Mai 1808 durch König *Max I.* erfolgten Stiftung des Zivilverdienstordens der bayerischen Krone wurde *Walther* mit unter den Ersten Ritter dieses Ordens.

Auch darin erblickte er eine hohe Ehre, dass er im gleichen Jahre von der bayerischen Akademie der Wissenschaften in München zum korrespondierenden Mitgliede ernannt wurde, worauf 1830 die Wahl zum ausserordentlichen, 1839 zum ordentlichen Mitgliede folgte.

Die Mitgliedschaft in dieser und die Aufnahme in die Zahl der Mitglieder der Kaiserlich-Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher (1822) erschienen für *Walther* als deutschen Gelehrten und Naturforscher am ehrenvollsten; die Zugehörigkeit zu dieser Akademie deshalb, weil sie nicht nur die älteste unter allen naturforschenden Vereinen ist, sondern auch ursprünglich keiner besonderen Territorialhoheit

unterworfen, und mit dem ehemaligen Deutschen Reiche in unmittelbarem Zusammenhange stehend, der gesamten deutschen Nation angehörte.

Aber nicht bloss in Landshut und München fand *Walther* allseitige Anerkennung, sondern auch von französischer Seite. Während der Jahre 1809 und 1810 wurde ihm die Direktion in den bei Landshut aufgeschlagenen französischen Lazaretten übertragen, wo er die an Kriegstyphus Erkrankten behandelte, viele der in den Schlachten *Napoleons* Verletzten operierte und so auch zum geübten improvisierenden militärärztlichen Praktiker wurde.

Walthers Vorlesungen in Landshut über Physiologie, chirurgische Pathologie und Therapie, Augenheilkunde, chirurgische und Augenoperationslehre hörten u. a. *Münz, Textor, Ringseis, Schönlein, Loë, Albers, Mayer, Weber, Echl.*

Als Grundlage für erfolgreiche klinische Studien verlangt er als Lehrer die philosophischen, mathematischen, physikalischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen in ihrem ganzen Umfange. Die Richtung des künftigen Mediziners muss schon in den Vorstudien eine eigentümliche und von der des Theologen oder Juristen verschiedene sein. Wenn bei diesen die physiologisch-historische Richtung vorherrschend sein soll, so sei es dort, ohne diese ganz auszuschliessen, die naturwissenschaftliche. Der Mediziner soll in den ersten Jahren seines Studiums auf der Universität Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik und Zoologie ausführlich studieren. Für Vorlesungen über Staatengeschichte, Länder- und Völkerkunde, Archäologie, Kunstgeschichte, empirische Psychologie, Anthropologie und über die sogenannte allgemeine Naturgeschichte ist nach *Walther* in seinem Studienplan kein Raum. Die beiden letztgenannten Lehrgegenstände bezeichnet er als Erfindung deutscher Schulpedanterei, die ausser Deutschland sonst überall unbekannt seien. Auf den damaligen deutschen Universitäten bilde die Anthropologie eine Art von Physiologie für Dilettanten. Die sogenannte allgemeine Naturgeschichte nennt er ex omnibus aliquid, in toto nihil; sie möge für Theologen und Juristen ganz passend sein, sie sei aber für Mediziner, die Mineralogie, Botanik und Zoologie in getrennten Vorlesungen hören, wertlos.

Von den Schriften *Walthers,* die in diesen Zeitraum seines 15jährigen Aufenthalts in Landshut (1804—1819) fallen und zum Teil zu seinen besten gehören, seien hier die wichtigsten aufgeführt und in ihrer Bedeutung für die deutsche Medizin besprochen.

Im Jahre 1805 erschien: „Merkwürdige Heilung eines Eiterauges mit Bemerkungen über die Operation des Hypopyon".

Bei einer 63jährigen Frau, die unmittelbar nach der Operation eines Hypopyon einen etwas gebirgigen Weg zu machen hatte, entstand ein kleiner Vorfall der Iris, dem die Operierte nachher das erhaltene Sehvermögen verdankte. Durch diese Erfahrung wurde *Walther* zu der Idee angeregt, den zufällig entstandenen Vorfall der Iris zur künstlichen Pupillenbildung zu benützen: „Wenn der Hornhautabszess, aus welchem ein solches Eiterauge seinen Ursprung genommen, der Pupille gegenüber befindlich ist, in welchem Falle jedesmal zuversichtlich eine undurchsichtige Vernarbung der Hornhaut an dieser Stelle erwartet werden muss, sollte man den Vorfall der Regenbogenhaut durch die gemachte Hornhautwunde nicht verhindern, vielleicht sogar befördern, und in jedem Falle, wenn ein solcher entstanden ist, nichts zu der ohnehin misslichen Zurückbringung der vorgefallenen Regenbogenhaut unternehmen, sondern nur die Vergrösserung des Prolapsus verhindern, (wodurch die Pupille zu sehr verzogen werden könnte), und endlich die Adhäsion der Iris an die Hornhautwunde befördern."

Wir finden in dieser Abhandlung schon eine klare Auseinandersetzung des Wesens und Verlaufes des Eiterauges, als Ausgang der Augenentzündung. Er empfiehlt, die Operation erst dann zu unternehmen, wenn die Entzündung der Hornhaut nachgelassen und die Eiterproduktion aufgehört hat.

1806—1808 schrieb *Walther* ein von den Führern der naturphilosophischen Richtung als vollständigste Bearbeitung der Physiologie in ihrem Geiste anerkanntes zweibändiges Lehrbuch der Physiologie: „Physiologie des Menschen mit durchgängiger Rücksicht auf die comparative Physiologie der Tiere". Wir erkennen darin namentlich die geistige Verwandtschaft mit *Schellings* Philosophie, dessen Schriften „über das Verhältnis des Realen und Idealen in der Natur, Hamburg 1806" und „über das Leben, Landshut 1806" der Abfassung dieses Werkes zu Grunde gelegt sind. Später, besonders durch eigene geschichtliche Studien veranlasst, erkannte *Walther* in der Physiologie die wesentliche Grundlage der rationellen Heilkunde. Besonders durch das Studium der *Haller*'schen Werke wurde seine Auffassung

über die Physiologie umgestaltet. Er suchte in ihr nunmehr eine naturwissenschaftliche Grundlage der Medizin und findet diese Auffassung der Physiologie schon bei *Hippokrates* vortreten. *Plato* bemerkt nämlich im Timaeus ausdrücklich, *Hippokrates* habe auf seine vorausgeschickten Untersuchungen über die Natur des Menschen die Kunst, die Krankheiten desselben zu heilen, gegründet. (Dieses hippokratische Buch ist verloren gegangen.)

Sein Interesse an der geschichtlichen Medizin bekunden ferner „Historische Umrisse von Frankreichs naturwissenschaftlicher Kultur in näherer Beziehung auf Medizin und Chirurgie“ (1806), worauf (1807) eine „Darstellung des *Bichat*'schen Systems als erste Fortsetzung der historischen Umrisse von Frankreichs naturwissenschaftlicher Kultur“ folgte. *Walther* steht in beiden Abhandlungen noch auf dem Standpunkt des Naturphilosophen.

Er weist darauf hin, wie *Bichat* als erster bestimmt und klar die vor ihm nur angedeutete Idee einer allgemeinen Anatomie entwickelte und sucht die Bedeutung der Gewebe im allgemeinen und besonders aus ihrem gegenwärtigen Übergang und Zusammenhang naturphilosphisch zu erklären. —

Auch als Verteidiger *Stahls* trat er auf und schrieb zur weiteren Begründung von dessen Lehre über die Autokratie der Natur (1808): „Von der Heilkraft der Natur“.

Er suchte den Beweis zu liefern, dass die medizinische Kunst kein die Natur übertreffendes Wirken und Erschaffen, noch weniger ein zur Heilung dienender blosser Gebrauch der in der Natur vorhandenen Mittel sei, dass vielmehr die Natur, so wie sie künstlerisch ist, auch selbst heilkräftig sei.

Eine Fortsetzung dieser Verteidigungschrift der *Stahl*'schen Lehre bilden die Aufsätze: „über die Heilkraft der Arzneien“ (1813), in denen er Vorschläge zur Neueinteilung der Arzneimittel gibt.

Ungefähr in die Mitte seines Aufenthaltes zu Landshut fallen vier grössere „Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen Medizin, besonders der Chirurgie und Augenheilkunde“ (1810).

I. „Über die Krankheiten der Kristall-Linse und die Bildung des Stares“.

In den anatomischen und physiologischen Vorbemerkungen über die Bildung und Ernährung der Linse und ihrer Kapsel nimmt *Walther Reil's* Behauptung von der faserigen Struktur der Linse gegen *Sömmering* in Schutz. Auch *Haller* ist auf seiner Seite: „Fabrica ex laminis sibi succedentibus est, et per cellulosa fila connexis, quas ipsas elegantissime figuratae fibrae, per teneram cellulosam telam componunt". Neben einer ausführlichen Theorie der Starbildung, auf die am Schlusse (pag. 43) näher eingegangen werden soll, weil sie *Walther* unter Benützung der neueren Anschauungen später in einer „Kataraktologie" zusammengefasst hat, findet sich auch manches neue Kriterium für die Diagnostik angegeben, so erscheinen z. B. bei dem anfangenden grauen Star die Gegenstände wie durch einen Nebel verdeckt, bei der beginnenden Amaurose wie mit einem Nebel umflossen, welche Unterscheidung die Kranken meist selbst machen.

II. „Über die Amputation in den Gelenken, besonders im Schultergelenke und zwischen den Knochen der Fusswurzel der ersten und zweiten Reihe".

Der Krieg lieferte zu der häufigen Ausführung der genannten Operationen Material in Massen in die Lazarette. In England waren *James Vetch* („über die Amputation im Hüftgelenke"), in Frankreich *Larrey* mit derartigen Operationen vertrauter, während in Deutschland die chirurgischen Lehrbücher, z. B. das *Richter*'sche noch wenig darüber berichten konnten. So war *Walther* als erster unter den deutschen Chirurgen in der Lage, auf Grund seiner in den Feldspitälern gesammelten reichen Erfahrung in dieser Schrift wichtige Aufschlüsse zu geben. Besonders waren es schwere Haubitzenverletzungen, die sofortige Exartikulationen nötig machten. *Walther*, der in dieser Abhhandlung die Lehre von den Exartikulationen behandelt, verschaffte dieser Amputationsweise unter Berufung auf *Brasdor* und *Andouillé* in Deutschland Eingang. Auch vermehrte er die Methoden der Exartikulation im Schultergelenke und zwischen den Knochen der Fusswurzel durch je eine neue; von diesen verdient die Exartikulation zwischen der ersten und zweiten Reihe der Fusswurzelknochen als wichtig hervorgehoben zu werden, sie fand bei den Chirurgen des In- und Auslands ungeteilte Anerkennung.

III. „Über die Heilkraft des Quecksilbers bei dem Starrkrampfe und nach dem tollen Hunds-Bisse".

Hierin wird die auch von *J. P. Frank* angenommene Übereinstimmung im Wesen des Tetanus und der Hundswut erläutert. Als remedium potentissimum für beide Erkrankungen empfiehlt *Walther* den Mercur, für die Behandlung der Hundswut, für deren Entstehung er ein eigenes Contagium verantwortlich macht, hält er die von *Harles* angegebene Verabreichung von Datura strammonium (Atropin) für besonders wirksam. Im Anschluss an eine Pathogenie des Krampfes und der Nervenkrankheiten

folgt deren Therapie mit Indikationen und Indikaten (Aderlass, Blutegel, Mercur, kalte und warme Bäder).

IV. „Über die Augenentzündung, ihr Wesen und ihre Formen".

Enthält im allgemeinen Teil eine Definition und Lehre der Entzündung überhaupt; im speziellen stellt *Walther* ein Schema der Hauptformen der Augenentzündung auf, welches hier als Beispiel für die Art seiner systematischen Darstellungen mitgeteilt sei:

I. Wahre, inflammatorische Augenentzündung — Ophthalmitis.
II. Unechte, gemischte Augenentzündungen.
A. Conjunctivitis.
1. Schleimhautentzündungen der Conjunctiva:
a) katarrhalische Conjunctivitis.
b) skrophulöse „
c) blennorrhoische „
α) Triefauge der Neugebornen.
β) Augentripper.
γ) Triefauge der Alten und Kachektischen.
2. Exanthematische Conjunctivitis:
a) variolöse
b) morbillöse
c) scarlatinöse
d) impetiginöse
} Conjunctivitis.
3. Seröse Hautentzündung der Conjunctiva:
α) Conjunctivitis der Wöchnerinnen.
B. Sklerotitis
C. Chorioideitis
} arthritische.
D. Corneitis
E. Iritis
} syphilitische.
F. Entzündung der Kristallinse und ihrer Kapsel; ihre Folge Katarakt.
G. Entzündung der Glashaut; ihre Folge Glaucom.
H. Entzündung der Netzhaut; entzündliche Amaurose.

Im Anschluss an diese vier wichtigeren Abhandlungen seien noch einige kleinere Publikationen *Walthers* kurz angeführt:

Ein im *B. v. Siebold*'schen Chiron veröffentlichter „Bericht über die Untersuchung eines Arms, woran vor acht Jahren eine Schlagadergeschwulst durch die Kompression glücklich geheilt wurde" (1812), ferner eine Grabrede „Zum Andenken an *Fr. Georg August Bertele*, Professor in Landshut, bei dessen feierlichem

Begräbnisse in der Universitätskirche daselbst“ (1817). Zeitlich zwischen beide fällt eine Abhandlung „über die angeborenen Fetthautgeschwülste“ (1814), worin *Walther* nach Beschreibung der partiellen Exstirpation eines von ihm zuerst so bezeichneten Naevus maternus lipomatodes seine chirurgischen Erfahrungen über Fetthautgeschwülste und andere angeborene Bildungsfehler mitteilt.

Die „neue Heilart des Kropfes durch Unterbindung der oberen Schilddrüsenschlagadern“ (1814) wurde von ihm ohne Zweifel zum ersten Male ausgeführt und beschrieben.

Seine letzte in Landshut entstandene Arbeit ist neben den (1812 bis 1818 gedruckten) jährlichen Übersichten der Krankheitsfälle im chirurgischen Klinikum zu Landshut eine mit *Pfefferkorn* verfertigte „Dissertatio de herniis mobilibus radicitus curandis; Landishuti 1819“.

Auf Betreiben von *G. Hufeland* und *Joh. Friedrich Meckel* des Jüngern war an *Walther* (1816) ein Ruf als Professor der Chirurgie nach Halle an Stelle des Professors *Dzondi* ergangen, dem (1817) auf Vorschlag von *Nägele* und *Tiedemann* eine Berufung als Hofrat, Professor der Chirurgie und Augenheilkunde und Direktor des für ihn dort zu errichtenden chirurgischen Klinikums nach Heidelberg folgte. *Walther* blieb jedoch in Landshut, so ehrenvoll auch diese Anträge waren; schrieb ihm doch *Nägele:* „Ihr Hiersein wäre ein Glück für die Universität und das ganze Land, denn in unserem Grossherzogtume vermisst man einen tüchtigen Chirurgen.“

Erst einer dritten Berufung folgte er (1819) nach Bonn, nachdem in der Zwischenzeit schon *Tiedemann, Hufeland, Savigny, Mittermaier* an nichtbayerische Hochschulen berufen worden waren und *Gönner, Feuerbach, Sailer, Winter* andere Stellungen eingenommen hatten.

An der neuaufblühenden Bonner Universität erreichte er den Höhepunkt seiner Tätigkeit als Chirurg und Augenarzt. In beiden in jener Zeit noch vereinigten Gebieten wurde ihm damals die erste Stelle unter den deutschen zeitgenössischen Ärzten zugestanden. In Bonn verfasste er eine grosse Zahl von Abhandlungen, in denen er die Resultate seiner Erfahrungen am Krankenbett und noch zahlreiche von ihm zuerst angegebene und erprobte Operationsmethoden veröffentlichte.

Neben ihm trugen damals *B. G. Niebuhr* römische Geschichte, *E. M. Arndt* deutsche Geschichte, *A. W. v. Schlegel* Ästhetik und Dichtkunst vor. Als Kollegen in der medizinischen Fakultät fand *Walther Nasse, Bischoff, Mayer, Weber, Harless* und andere. In der theologischen Fakultät lehrte *Augusti;* in der juristischen *K. J. A. Mittermaier, Bethmann-Hollweg, Hasse* und andere. Die Brüder *Welcker* trugen Altertumskunde und Staatswissenschaft, *Nees van Esenbeck* und *Nöggerrath* die Naturwissenschaften vor.

Es war der preussischen Regierung ihr Vorhaben gelungen, Bonn zum Sitz der Wissenschaften für den Rheingau zu machen, indem sie aus einer „verarmten Schule für Bettelheologen“ durch die 1818 und 1819 mit freigebiger Hand erfolgte Berufung bedeutender Männer die neue Universität schuf.

Walther musste sich auch hier, wie in Landshut, seine Arbeitsstätte selbst bauen. Er gründete eine chirurgische und ophthalmologische Klinik, welche Institute unter seiner Direktion in kurzer Zeit aufblühten. Die medizinische Fakultät Bonns verdankte ihm den Zuzug vieler Studierender, von denen ich den berühmten Physiologen *Joh. Müller* und *Walthers* speziellen Schüler *Dieffenbach* hier anzuführen nicht unterlassen möchte. Wie *Walthers* Verdienste um Bonn von der preussischen Regierung geschätzt wurden, bezeugen unter anderem ihre zahlreichen Anerkennungsreskripte aus den Jahren 1821 bis 1829, ferner seine Ernennung zum geheimen Medizinalrat durch den preussischen Kultusminister *v. Altenstein* (1825) „wegen seiner grossen Verdienste um das Lehrwesen der Universität Bonn, an welcher er von deren erster Gestaltung an tätig gewesen ist und welche er sich im einzelnen um das medizinische Studium durch seine seltene Lehrgabe und durch die ausgezeichnete Leitung des dortigen chirurgischen Klinikums erworben hat“.

Walther erwarb sich in Bonn einen grossen Freundeskreis, zu diesem gehörten *A. W. v. Schlegel, Niebuhr, Mackeldy, Windischmann, E. M. Arndt, Harless, Nücke, Heinrich, Mayer, Weber, Nitzsch, Diesterweg,* die beiden *Welcker* und andere. Besonders trat er mit *A. W. v. Schlegel* in ein langdauerndes gegenseitiges Freundschaftsverhältnis.

Vor der Besprechung seiner litterarischen Tätigkeit

in Bonn sei noch aus seiner dortigen Praxis erwähnt, dass *Walther* als erster in Deutschland (1828) die Aufsehen erregende Unterbindung der Arteria carotis communis unmittelbar oberhalb der Teilung der Anonyma (wegen Aneurysma) mit günstigem Erfolge vornahm.

Zur Veröffentlichung seiner Untersuchungen begründete *Walther* (1820) zusammen mit *Graefe* in Berlin das „Journal für Chirurgie und Augenheilkunde". In dem neuen Journal sprechen sich die beiden Herausgeber in der Einleitung „über den gegenwärtigen Zustand der Chirurgie in Deutschland" etwa dahin aus, dass die Zeit, in der die Chirurgie in Deutschland sich im Zustande der Erniedrigung und Verkümmerung befunden habe, nicht ferne hinter ihnen zurückliege. Die edle Kunst der Chirurgie habe in den Händen roher und unwissender Menschen unmöglich gedeihen können und so sei die deutsche Chirurgie ohne Vergleich tiefer gestanden, wie die gleichzeitige italienische, französische, holländische und englische. Denn in keinem dieser Länder schadete der Chirurgie ihre Trennung von der inneren Medizin so sehr wie in Deutschland, wo zwar die Ärzte einen wissenschaftlichen Unterricht auf den Universitäten geniessen konnten, die Chirurgen jedoch handwerksmässig erzogen und zu mechanischer Verrichtung ihres Dienstes knechtisch abgerichtet wurden. Trotz der in anderen Ländern, z. B. in Frankreich, England, in der französischen Schweiz, bestehenden Absonderung der Chirurgie von der Medizin nahm die Chirurgie in diesen Ländern, vielleicht wegen der Verschiedenheit des Nationalcharakters und der öffentlichen Meinung, der grösseren Begünstigung durch die Regierungen, der zahlreich vorhandenen grossen Hospitäler und der grösseren Militärpraxis, doch einen höheren Aufschwung und erreichte bei grösserer Selbständigkeit auch eine gründlichere Ausbildung als in Deutschland. Den Tadel der Einseitigkeit verdienten jene fremden Schulen aber doch, obgleich sie eine treffliche operative Technik besassen. Die Operation allein genüge eben oft nicht zur Beseitigung eines bestimmten Krankheitszustandes; eine scharfe Grenze

zwischen Chirurgie und Medizin sei nicht vorhanden, vielmehr bestehe ein organischer Zusammenhang zwischen beiden. — Die Alexandriner seien es gewesen, die die Chirurgie auf die Anatomie gründeten. Da aber die späteren Griechen, die Araber und Arabisten diese Bahn wieder verliessen, so musste sie *Guido Cauliaco* im 14. Jahrhundert aufs neue eröffnen, *Ambrosius Paräus, Fabricius Hildanus, Severinus* und andere verfolgten sie eifrig weiter und brachten so Sicherheit in die operative Technik.

Der Chirurg hat es nicht mit einem fertigen Mechanismus zu tun, er muss tieranatomisch vergleichen und auch die Fötalmetamorphosen kennen. Nur so konnte z. B. die Lehre von den Inguinalhernien vervollkommnet, ihre Entstehungsweise aus der physiologischen Geschichte des Durchgangs der Hoden und der sie begleitenden Peritonealhüllen durch den Bauchring erklärt werden. So liessen sich Bildungsfehler aus der Physiologie des Fötus deuten.

„Wir wollen nicht der Chirurgie ihre alte Grundlage, die Anatomie, rauben, aber jene soll nicht auf dem bequemen Polster der alten bloss deskriptiven Anatomie ruhen. Viele Chirurgen kennen den heutigen, vervollkommneten Zustand der Anatomie nicht. Will man die heutige Chirurgie auf die Anatomie gründen, so muss man sie nicht auf die alte, sondern auf die heutige, vervollkommnete, immer mehr zur Physiologie sich erhebende Anatomie gründen. Und dass dies geschehe, wird der unterscheidende Charakter der deutschen Chirurgie sein.“

In Deutschland habe es, so führen die Verfasser weiter aus, zu allen Zeiten einzelne treffliche Operateure auf Lehrstühlen, an Höfen und in Grosstädten gegeben, die an Virtuosität den berühmtesten ausländischen nichts nachgaben, durch Gelehrsamkeit und umfassende wissenschaftliche Bildung diese sogar weit übertrafen. Aber „es fehlte an einer Masse von guten Chirurgen, die sich gegenseitig unterstützt hätten“. Man sah 20jährige Menschen mit nicht operierten Hasenscharten. Selbst in einem grossen Hospitale einer volkreichen Stadt ver-

mochte kein Operateur den Steinschnitt auszuführen. Der mit einer Tränenfistel Behaftete durfte, wenn er ärztliche Hilfe aufsuchen wollte, einen Weg von 80 Meilen nicht scheuen. Die Folge davon war, dass französische „Starstecher“ das Land durchquerten, nicht, ohne sich reichlich dafür belohnen zu lassen. „Aber nun ist die Saat aufgegangen, welche *Richter* im nördlichen, *Siebold* im südlichen Deutschland, *Mursinna* im preussischen Staate ausstreuten.“ Nun gibt es auch in Deutschland viele Chirurgen so kunstgewandt wie ihre französischen und englischen Kollegen. Der deutsche Fleiss habe endlich, ohne die Mühen einer langen Kunstübung zu scheuen, auch die kleinsten, aber eben darum oft bedeutendsten Vorteile der Technik sich errungen. Bald müsse auch der reisende Franzose es anerkennen, dass er in Deutschland eine würdige Chirurgie gefunden habe. „Worin besteht nun aber der eigentliche Charakter dieser deutschen Chirurgie, wie sie sich unter unseren Augen seit wenigen Dezennien immer herrlicher entfaltet? — Darin, dass unsere besten Chirurgen durchgehends, und beinahe ohne alle Ausnahme, treffliche Ärzte sind, was man bei anderen Nationen noch nicht, wenigstens nicht in dieser Allgemeinheit und in dieser anerkannten Notwendigkeit, antrifft.“ „Erst seit der Zeit,“ sagt *Reil,* „dass gelehrte und auf Akademien gebildete Ärzte sich der Chirurgie widmeten, stieg sie zu dem Grade der Kultur hinauf, den sie jetzt hat. Die Gilde-Barbiere trugen dazu nichts bei.“

Diese gründlicheren medizinischen Kenntnisse der besseren deutschen Chirurgen veranlassen sie zu einer treueren Naturbeobachtung, grösseren Aufmerksamkeit auf den Gang der Heilungsprozesse und genaueren Erforschung seiner Bedingungen. Daher kann man jetzt schon für Deutschland das Entstehen einer eigentlichen chirurgischen Pathologie prophezeien. Ein schwacher Anfang ist schon gemacht. Dass sie früher nicht vorhanden war, ist bezeichnend für den unwissenschaftlichen Zustand der bisherigen Chirurgie. Wie gewalttätig ging *Richerand* als Analytiker zu Werke, um die Krankheitsformen in Reih und Glied zu bringen! „Was zum Abschlusse reif ist,

das schliesst niemand besser ab als der Deutsche, wenn ihn nicht abstrakte Begriffe und die Befangenheit in engen Schulformen hindern. — Es besteht eine durch ganz Deutschland verbreitete Akademie der Chirurgie. Ohne äusseres Band und ohne sichtbare Vereinigung, ist eine übereinstimmende Richtung in den Bestrebungen und ein tief gefühltes Bedürfnis der gegenseitigen Mitteilung vorhanden. In einem Zeitpunkte, wo die deutsche Chirurgie aufhört, eine blosse Nachahmung des Fremden zu sein, wo sie in eigener Kraft und aus innerem Triebe sich entwickelt, darf ein solches Organ des wissenschaftlichen Verkehres nicht fehlen. Zur Erreichung dieses Zweckes halten die Unterzeichneten die Anlegung einer Zeitschrift für notwendig, welche der Chirurgie und der so enge mit ihr verbundenen Augenheilkunde, ohne irgend eine störende Nebenbeziehung gewidmet, und in welcher nicht die referierende, litterärhistorische und kritische Tendenz, sondern jene der freien Untersuchung und eigenen Hervorbringung die vorherrschende ist.“

In dieser Zeitschrift wurden nun von *Graefe*[1]) und *Walther* — und zwar grösstenteils durch deutsche Originalaufsätze — die Fortschritte der Chirurgie und Augenheilkunde zur allgemeinen Kenntnis der deutschen Chirurgen und Ophthalmologen gebracht, beide Gebiete erfuhren so eine wesentliche Förderung; ja es ist vielleicht richtig, dass das Journal nicht ohne Einwirkung auf den Entwicklungsgang der beiden Wissenschaften blieb. Schon nach fünf Jahren konnten die Herausgeber von ihrer Kunst behaupten, dass sie „geehrt von Hohen und Niederen, — angebaut und geübt von Männern, welche auch in anderen Teilen des grossen umfassenden Gebietes menschlicher Wissenschaft unterrichtet und eingebürgert sind, — in lebendiger Wechselwirkung mit anderen Wissenschaften und Künsten, und gerade durch diese Wechselwirkung geläutert und nicht wenig gefördert“ dasteht, während sie früher kindisch, grausam und handwerksmässig gewesen sei.

[1]) Nach dessen Tode (1841) trat *Ammon* in Dresden als Mitredakteur ein.

Wenn zunächst in den Jahren verheerender Kriege (zu Beginn des 19. Jahrhunderts) besonders die operative Technik der Arterienunterbindungen, Gliederamputationen und Trepanationen vervollkommnet worden sei, so wurde während der folgenden Friedenszeit die weitere Ausbildung der ärztlichen Kunst im Kampf mit mehr innerlichen, heimlich schleichenden Feinden der menschlichen Gesundheit ermöglicht.

Es sei im folgenden über die hauptsächlichsten im Journal für Chirurgie und Augenheilkunde veröffentlichten Abhandlungen berichtet. In der ersten: „über die schwammigen Auswüchse auf der harten Hirnhaut“ (1820) gibt *Walther* Aufschluss über deren Wesen und Geschichte. Eine weitere handelt „über die steinigen Konkretionen der Tränenflüssigkeit“.

Er berichtet, dass er bei einem Patienten in kurzer Zeit die Bildung reichlicher steiniger Konkretionen aus der Tränenflüssigkeit beobachtete und nach Herausnahme der Dakryolithen durch innerliche Anwendung von Calium carbonicum eine erneute Steinbildung zu verhindern suchte, was auch nach mehrmaligem Gebrauch gelang. —

Sodann schrieb er: „Über die Harnsteine, ihre Entstehung und Klassifikation“.

Walther bezeichnet hierin die Zoolithen als organische Verbindungen von Salzen mit tierischem Stoff (bindendem Leim), hält zu ihrer Erzeugung eine besondere Diathese — Lithogenesis — für notwendig und verlegt die Entstehung der Blasensteine in die Nieren, von wo sie in die Blase wandern, um dort zu wachsen. Seine Einteilung der Harnsteine nach den Säuren wurde von den Chemikern *(Fuchs)* als Einteilungsprinzip auch in die Mineralogie übertragen. —

Er publizierte ferner: „Beobachtung eines fremden Körpers von ungewöhnlicher Grösse im Mastdarm“ und in einer Arbeit: „Über die wahre Natur der Lymphgeschwülste“ spricht er die Ansicht aus, dass es sich um Abszesse handle, die durch eine eigentümliche Diathese entstanden seien.

Im Jahre 1821 war er von der preussischen Regierung mit dem Auftrag, die in der Strafanstalt Brauweiler am Niederrhein seit zehn Jahren herrschende Augenentzündung zu bekämpfen, dorthin gesandt worden.

Walther kam zu dem Resultat, dass sie mit der Ophthalmia aegyptica seu bellica und mit der Ophthalmoblennorrhoe identisch sei, nannte sie aber, da sie bei uns herrschte, zu einer Zeit, als der Krieg längst vorüber war, zum Unterschied gegen die andern Ophthalmoblennorrhoen, Ophthalmia contagiosa, wodurch er zugleich auch der von ihm festgestellten Contagiosität der Krankheit Ausdruck gab. Die Substanzwucherungen der Bindehaut sind ihm das Wesentliche bei dieser Krankheit, die Entzündung dagegen nur ein untergeordnetes Moment. Die gebräuchliche Antiphlogose vermag nichts gegen jenen aufgeregten Bildungstrieb auszurichten, wohl aber gegen die gleichzeitige Entzündung. *Walther* empfahl Desinfektion und strenge Quarantäne, worauf die Krankheit in Brauweiler in kurzer Zeit erlosch.

In seiner Schrift: „Über die contagiöse Augenentzündung am Niederrhein, in der Strafanstalt Brauweiler, in ihrem Zusammenhange mit der ägyptischen Ophthalmie betrachtet“ berichtet *Walther* über seine Beobachtungen.

Auch ein Versuch, ein aus der Kontinuität gänzlich losgetrenntes Knochenstück wieder einzuheilen, gelang *Walther* („Wiedereinheilung der bei der Trepanation ausgebohrten Knochenscheibe“).

Walther war der erste Augenarzt, der auf einen angeborenen Bildungsfehler der Iris aufmerksam machte. Er nannte ihn Coloboma Iridis (Irisspalte) und erkannte darin eine Hemmungsbildung, die ebenso wie die Hasenscharte oder andere angeborene Trennungen in der Medianlinie des Körpers zu erklären sei. Die diesbezügliche Abhandlung lautet: „Über einen bisher noch nicht beschriebenen Bildungsfehler der Regenbogenhaut nebst Bemerkungen über angeborne Missbildungen selbst“.

Eine weitere ophthalmologische Arbeit ist die 1822 erschienene: „Über die Krankheiten des Ciliarnervensystems im menschlichen Auge“, worin er, gestützt auf eine bestehende Wechselwirkung zwischen dem optischen und Ciliarnervensystem, zu begründen sucht, dass es auch Amaurosen gäbe, die von primärer Affektion des Ciliarnervensystems bedingt seien.

Weiterhin machte er Mitteilungen: „Über die Verrenkung der Halswirbel nach eigenen Beobachtungen“. Ferner schrieb er: Die Krankheitsgeschichte eines jungen Mannes, in dessen Luftröhre eine Krebsschere eingedrungen war, welche in den rechten Bronchialast hinabfiel, sieben Jahre darin liegen blieb und während dieser Zeit eine ganze Reihe der sonderbarsten Zufälle verursachte“, sodann „über die Balggeschwülste“ (1823). *Walther* tritt *A. Cooper* gegenüber für die von diesem bestrittene Existenz der Balggeschwülste ein und sucht die Verschiedenheit der von *Cooper* für Tumores cystici gehaltenen, den Atheromen am meisten ähnlichen und mit den Comedonen wesentlich gleichen, nur zu grossem Volumen angewachsenen Hautschmerbälge, deren Wände wegen Atonie die abgesonderte Schmer nicht ausstossen konnten, nachzuweisen. —

Seine Schrift: „Über Verhärtung, Scirrhus, harten und weichen Krebs, Medullarsarkom, Blutschwamm, Telangiektasie und Aneurysma per anastomosin“ enthält seine Ansichten über deren Geschichte, Definition, Charakter, Unterschiede und Einteilungsmomente.

Er trennt die untereinander vermischten Begriffe Sarcoma und Carcinoma wieder scharf und unterscheidet die Induration vom wahren Scirrhus. Der Krebs ist ihm eine „eigentümliche Ulceration organischer Gebilde“ und besteht aus Scirrhus, Warzen oder Knollen. Er erklärt auch den Mark- und Blutschwamm als ganz verschieden von der Telangiektasie, letztere verschieden von den Muttermälern, deren er drei Arten — Naevus simplex, telangiectodes und lipomatodes — unterscheidet. Er definiert Telangiektasie (erektile Geschwulst) als angeborene (mechanische) Erweiterungen der arteriellen und venösen Haargefässe, das Aneurysma per anastomosin, für das er den Namen Aneurysma anastomoseos seu anastomosium vorschlägt, als Erweiterung der arteriellen Gefässbogen.

Interesse und Nachahmung der Chirurgen fand eine von *Walther* angegebene Methode der Oberschenkelamputation: „Über eine neue bereits am Lebenden erprobte Weise, den Oberschenkel am Hüftgelenk zu amputieren“.

Walther bildet zwei seitliche Lappen unter Beachtung des vorteilhaften Prinzips, den äusseren Lappen zuerst, und den innern, in dessen Schnittlinie die Stammblutgefässe der Extremität fallen, zuletzt anzulegen. So kann die den Operateur störende und das Befinden des Kranken am stärksten angreifende Blutung durch den Aufschub der Durchtrennung der grossen Gefässe wesentlich reduziert werden. —

Auch über die anatomischen Verhältnisse und die Therapie der Phimose und Paraphimose gab *Walther* zuerst Aufschluss: „Über die Reduktion der Paraphimose und über die Behandlung der Phimose“ (1825).

Die Phimose ist eine dem Ektropium analoge Um- oder Ausstülpung der inneren Vorhautplatte. Er empfiehlt daher die manuelle (unblutige) Reposition der vorgetretenen, durch Entzündung zu einem Wulst angeschwollenen innern Platte der Vorhaut. Hierauf folgt der Vor- und Übertritt der äussern Platte und der relative Rücktritt der Glans von selbst. Das Wesen der accidentellen Phimosis beruht nach ihm auf erysipelatöser oder phlegmonöser Entzündung der innern Platte der Vorhaut; jeder blutig-operative Eingriff ist daher nutzlos, vielmehr ist Antiphlogose das rationellste Heilverfahren. —

Erwähnt seien noch folgende von ihm in seinem Journale behandelte Themata:

„Über die Wiederanheilung einer ganz abgetrennten Nase“, „Über das Altertum der Knochenkrankheiten“, „Über Speichelsteine“, „Heilung einer cariösen weissen Kniegeschwulst durch den äusserlichen Gebrauch des Sublimats“, „Über die topische Behandlung und über den Verband der eiternden Wunden, der Abszesse, Geschwüre und Fisteln“ und „Über die Exartikulation der Finger mit ihren Mittelhandbeinen aus den Handwurzelgelenken“.

Wichtiger ist endlich eine Abhandlung: „Über das Ectropium anguli externi, eine neue Augenkrankheit, und die Tarsorrhaphia, eine neue Augenoperation“ (1826).

Die Tarsorrhaphie besteht in einer Verkürzung der Lidspalte durch Vereinigung der angefrischten Lidränder mittels Naht, und zwar ist die Vereinigung der Lidspalte nächst dem äusseren Augenwinkel die von *Walther* angegebene Tarsorrhaphia lateralis (im Gegensatz zu der seltener ausgeführten von *Arlt* für den inneren Lidwinkel angegebenen Tarsorrhaphia medialis). —

Ferner liess *Walther* zwei Dissertationen erscheinen: „*Ph. Fr. a Walther* et *Fränkel:* Diss. de laqueis arteriarum deligationi inservientibus prope ad nodum revinctum resecandis“ (1824) und „*Ph. Fr. a Walther* et *Cramer* de glandulae thyreoideae exstirpatione“.

Ausserdem stammen aus der Bonner Zeit noch einige von *Walther* im Kriminalprozess wider *P. A. Fonk* vor dem Assisenhofe zu Trier ge-

haltene, scharfsinnige, forensische Vorträge über Kopfverletzungen (Separatdruck, 1822). —

Schon unter der Regierung des Königs *Max I.* von Bayern bestand der immer wieder auftauchende Plan, die Ludwig-Maximilians-Universität von Landshut nach München zu verlegen und mit der Akademie der Wissenschaften in Verbindung zu bringen. Diesem Unternehmen standen aber damals viele Schwierigkeiten im Wege. Man suchte deshalb wenigstens für das medizinische Studium eine Lehranstalt in München zu gründen. In Landshut hatte die chirurgische und augenärztliche Klinik unter *Walther* grosses Ansehen erworben und sich stark entwickelt, die medizinische und geburtshilfliche Klinik aber war unbedeutend geblieben. Dieser Umstand gab schliesslich den Grund ab zur Lostrennung der medizinischen Fakultät aus dem Universitätsverbande zu Landshut. *Walther* bezeichnete die nunmehr gebildete medizinische Spezialschule in München als totgeboren; trotz der eifrigen Bemühungen gelehrter und geistvoller Männer (darunter auch *Döllinger* mit dem Lehrfach der Anatomie und Physiologie) habe sie nie zu erfolgreichem Gedeihen gelangen können.

Erst als König *Ludwig I.* (1826) bald nach seiner Thronbesteigung den Entschluss fasste, die ganze Universität aus der zu wenig volkreichen Provinzialstadt in seine Hauptstadt zu verpflanzen, erreichte diese Halbuniversität ihr Ende. Zu den bereits lehrenden *Thiersch, Ast, Fuchs, Gönner, Puchta, Franz v. Bader, Ottmar Frank Krause, v. Maurer, Röschlaub, Ringseis* und *Döllinger* wurden *Schelling, Oken* und *Görres* berufen.

König *Ludwig* wünschte auch *Walther,* dessen Wirken in Landshut ihm noch wohl in Erinnerung war, als Lehrer für die Universität, wie als Augenarzt für seine damals erkrankte Gemahlin, die Königin *Therese,* herbei. Drei Jahre hindurch waren jedoch die Berufungsversuche durch Intriguen gescheitert, bis es (1829) einem Patienten, der *Walther* in Bonn aufsuchte, gelang, im geheimen Auftrag die Unterhandlungen anzubahnen. *Walther* entschied sich für München.

In Bonn ward „der Tag, wo diese Nachricht sich verbreitete, als ein Trauertag“ angesehen. Die preussische Regierung, die Universität, die Stadtbehörden und die Bürgerschaft versuchten vergeblich, ihn zum Bleiben zu überreden.

Walther verliess nach 11jährigem Aufenthalt in Bonn seine dortige glänzende Stellung (Frühjahr 1830). Vor der Übersiedlung nach München unternahm er eine Reise nach London, wo er mit *Ashtley Cooper* bekannt wurde. Seine Eindrücke sind in den „Reisebeschreibungen aus London“ enthalten. Diesen Reisen verdankte *Walther* neben der Bereicherung seiner Fachkenntnisse eine allgemeinere Bildung, wodurch er sich von der Mehrzahl der deutschen Gelehrten jener Zeit unterschied.

Walther bezog München als ordentlicher Professor der Chirurgie und Augenheilkunde, als Direktor der chirurgischen und Augenkranken-Klinik und der entsprechenden Abteilung des städtischen Krankenhauses. Ferner war er von König *Ludwig I.* zu seinem Leibchirurg ernannt worden, 1834 wurde er Leibarzt der Königin *Therese,* 1844 auch Leibarzt des Königs.

Wie er zuletzt in Bonn, zuvor in Landshut, musterhafte chirurgische Kliniken und Heilanstalten für Augenkranke gegründet und geleitet hatte, so wollte er auch grosse organisatorische Änderungen an den betreffenden Instituten in München vornehmen. Allein hier wurden seine Pläne vereitelt und stiessen auf offenen und versteckten Widerspruch.

Mit Rücksicht auf seine vielseitige Tätigkeit als Mitglied des obersten Kirchen-, Schul- und Studienrates (mit *Schelling, Thiersch* u. and.) und des Obermedizinalausschusses (seit 1830), als Lehrer der Hochschule u. s. w., als Krankenhausdirektor suchte er beim Ministerium um Zuteilung eines Sekundärarztes für die Klinik und das allgemeine Krankenhaus nach, wie es in Berlin, Wien und anderen Grosstädten üblich war (1836). Dies Gesuch wurde auch dann noch abschlägig beschieden, als *Walther* das Angebot machte, den Gehalt des Sekundärarztes (den die Regierung nicht leisten zu können

vorgegeben hatte) selbst bestreiten zu wollen. Darauf bat *Walther* um Enthebung von seiner Stelle als Direktor der chirurgischen und ophthalmologischen Klinik am allgemeinen Krankenhause. Dieser plötzliche Rücktritt — die Bitte um Enthebung wurde gegen Ende des Jahres 1836 bewilligt — erregte „in den Kreisen der Ärzte und Professoren des In- und Auslandes grosse Sensation".

Nach dem Rücktritt hielt *Walther* zwar noch seine Vorlesungen über Pathologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten und über Augenheilkunde, im übrigen aber widmete er seine Zeit und Kraft der schriftstellerischen Tätigkeit, namentlich arbeitete er an seinem Hauptwerk, einem „System der Chirurgie", auf dessen Inhalt im folgenden etwas näher eingegangen werden muss.

Walther teilt in der Einleitung zu diesem Werk die gesamte Medizin in drei Hauptteile:

1. die Lehre vom gesunden Leben: Physiologie,
2. die Lehre von der Krankheit: Pathologie,
3. die Lehre von der Heilung: Therapie.

An diese reiht er die anderen ebenfalls zum Bereich der Medizin gehörigen Disziplinen an, z. B. die Anatomie der Physiologie, die Semiotik der Pathologie, die Pharmakologie der Therapie. — Er unterscheidet ferner eine allgemeine Pathologie, welche von der Krankheit, ihrer Entstehung und Erscheinungsweise —, eine allgemeine Therapie, welche von der Heilung, von der Heilkraft der Natur, von der Kunsthilfe, von den Kurmethoden, Anzeigen, Gegenanzeigen und Heilmitteln handelt.

Im Gegensatz zu beiden stehe die spezielle Pathologie und Therapie, deren Lehrgegenstand die einzelnen Krankheitsformen und ihre heilsamen Behandlungen seien.

Er geht darnach auf die Chirurgie selbst näher ein und sucht zunächst den Beweis zu liefern, dass kein Gegensatz zwischen der inneren und äusseren Heilkunde, d. h. also der Medizin im engeren Sinne des Wortes, und der Chirurgie bestehe. Beide haben dieselbe wissenschaftliche Grundlage, nämlich die Physiologie und die allgemeine Pathologie und Therapie. Auch der Gegensatz des Innern und Äussern sei nur relativ, denn es gäbe weder rein örtliche noch ganz allgemein verbreitete Krankheiten. Selbst die Heilmittel seien ja zum Teil dieselben. In der inneren Medizin werden geradeso Aderlässe, Paracentesen, Moxen und Acupunkturen angewendet, während sich andererseits auch die Chirurgen diätetischer und pharmakologischer Heilmittel bedienen. Einer ganz einseitigen Auf-

fassung und Pflege durch einseitige Ärzte habe die Chirurgie den Gebrauch, sie bloss als mechanische Heilkunst, Wundarzneikunst, lokale und äussere Heilkunst zu bezeichnen, zu verdanken. Er vergleicht das Verhältnis beider Kunstgebiete mit dem des Nerven- und Gefässystems: diese beiden seien wohl äusserlich getrennt, innerlich jedoch verbunden, indem sie durch gegenseitige Belebung und Ernährung ineinander greifen.

Auch die Geschichte kenne ursprünglich diese unzweckmässige, die Entwicklung hemmende Trennung der Chirurgie von der Medizin nicht. In den echt hippokratischen Schriften seien beide Kunstzweige mit derselben Liebe und einer gleich grossartigen Einfachheit behandelt und auf treue Naturbeobachtung gegründet. *Celsus,* der den (zweiten) *Hippokrates* den Vater der gesamten Heilkunde nennt, bemerkt von ihm, dass er die Chirurgie weiter als seine Vorfahren ausgebildet habe *(C. Celsus,* de Medizina lib. VII in praefatione). Nach *Hippokrates,* sagt *Walther,* habe sich die Chirurgie erst von der Medizin getrennt und angefangen, eigene Vertreter zu haben. Der pseudohippokratische Asclepiadeneid, durch den die Priester dieses Ordens gelobten, sich der Steinschnitt-Operation zu enthalten, beweise für ihn nicht eine damals bestandene Trennung, sondern eher eine Vereinigung beider Disziplinen. *Celsus* vertrat den Standpunkt: „Illud ante omnia scire convenit, quod omnes medicinae partes ita innexae sunt, ut ex toto separari non possint“ (Celsus, V praefat.).

Die Trennung beider Kunstzweige, die allerdings vor *Celsus* (1. Jahrhundert n. Chr.), nicht aber zu *Hippokrates* Zeiten bestanden habe, sei in der Alexandrinischen Schule vor sich gegangen. In ihr herrschte einmal das Bestreben zu systematisieren und zu differenzieren, dann aber ermöglichte die Bereicherung der menschlichen Anatomie durch diese Schule erst weitere operative Unternehmungen. Übrigens sei die von den Alexandrinern gemachte Trennung mehr eine theoretische als praktische gewesen; einen im wesentlichen nur theoretischen Unterschied machten auch die Griechen, Römer und Araber, andernfalls hätten die wahrhaft grossen Ärzte aus diesen Perioden nicht insgesamt auch die Chirurgie ausgeübt und hätten *Hippokrates, Celsus, Galenus, Oribasius, Aetius, Alex. Trallianus, Paulus von Aegina, Ebn Sina, Abulcasem* nicht sowohl chirurgische als medizinische Schriften hinterlassen. Unter den Professores Chirurgiae habe *Celsus* auf keinen Fall Männer von der Art unserer Bartscherer verstanden. Den Ursprung dieser niederen Chirurgen leitet *Walther* aus Indien ab und macht dafür neben dem gleichzeitigen Zusammentreffen ihres ersten Auftretens in Europa mit den Kreuzzügen insbesondere den Umstand geltend, dass die Zigeuner eine aus Indien vertriebene, niedere und für unrein gehaltene Kaste, ebenfalls im Besitze einer besonders gearteten Medizin seien.

Walther hält es für wahrscheinlich, dass die Scheidewand zwischen Chirurgie und Medizin einst von selbst fallen müsse, wenn erst beide Wissenschaften eine vollendetere Ausbildung erfahren haben. Jetzt erscheint ihm

die Vereinigung noch verfrüht und aussichtslos, er will daher auch in seinem „System“ keinen derartigen gewaltsamen Versuch machen, doch deutet er die ihm wichtig erscheinenden Berührungspunkte an. Er hält die Bildung eines natürlichen Systems der Chirurgie wegen ihrer fragmentarischen Beschaffenheit und ihrer Überbürdung mit rein mechanischen Verhältnissen für nicht möglich, ebensowenig genügt ihm eine Einteilung bloss nach den verschiedenen Körperteilen. Er stellt daher als Grundlage eines künstlichen Systems der vor das Forum der Chirurgie gehörenden Krankheitsformen folgende fünf Klassen auf:

I. Klasse: Phlogosen (die Entzündung, ihre Ausgänge und nächsten Folgekrankheiten).

1. Kap. Entzündung,
2. „ Eiterung,
3. „ Lymphgeschwulst, kalter Abszess,
4. „ Empyem und Pyorrhoe,
5. „ Geschwüre,
6. „ Fisteln,
7. „ Erhärtung,
8. „ Brand,
9. „ Verbrennung,
10. „ Erfrierung.

II. Klasse: Traumen (Kontinuitätsstörungen, Wunden).

11. Kap. Wunden überhaupt,
12. „ Hautwunden,
13. „ Muskel- und Sehnenwunden,
14. „ Gefässwunden,
15. „ Nervenwunden,
16. „ Knochenwunden und Knochenbrüche,
17. „ Schnitt- und Hiebwunden,
18. „ Stichwunden,
19. „ Geschlagene und gestossene Wunden,
20. „ Gerissene Wunden,
21. „ Schusswunden,
22. „ Vergiftete Wunden,
23. „ Impfwunden.

III. Klasse: Ektopien (Kontiguitätsstörungen, Ortsveränderung der Organe).

24. Kap. Dislokation überhaupt,
25. „ Vorfall und Bruch,
26. „ Einklemmung von Brüchen und Vorfällen,
27. „ Anwachsung von Brüchen uud Vorfällen,
28. „ Umstülpung,
29. „ Verrenkung.

IV. Klasse: Pseudomorphen (Bildungsfehler, welche auf mechanische Weise Funktionsstörung und Missgestaltung verursachen).

30. Kap. Pseudomorphen überhaupt,
31. „ Spalten,
32. „ Atresien,
33. „ Synechien,
34. „ Stenochorien,
35. „ Ektasien,
36. „ Aneurysma,
37. „ Varicen,
38. „ Telangiektasien,
39. „ Krümmungen,
40. „ Überzahl und Mangel einzelner Körperteile.

V. Klasse: Allenthesen (die fremden Körper, welche von aussen eingedrungen oder im Innern erzeugt sind).

41. Kap. Von aussen eingedrungene fremde Körper,
42. „ Retention von Auswürflingen,
43. „ Krankhafte Sekrete,
44. „ Zoolithen,
45. „ Pseudoplasma (= Neoplasma),
46. „ Sarkoma,
47. „ Clavus,
48. „ Warzen und Feigwarzen,
49. „ Cysten,
50. „ Lipoma,
51. „ Steatoma,
52. „ Neuroma,
53. „ Polypen,
54. „ Skirrhen und Cancroiden,
55. „ Schwämme, Melanosen und Encephaloiden (= Carcinoma medullare).

Die Abhandlung genannter fünf Klassen von Krankheitsformen stellt den Inhalt des I. Bandes des „Systems der Chirurgie“ dar. *Walther* behandelt darin die allgemeine Chirurgie. Das System dieser fünf Klassen, deren II., III. und IV. den sogenannten mechanischen Teil der Chirurgie, deren I. und V. aber die sogenannte medizinische Chirurgie und das zwischen dieser und der Medizin streitige Grenzgebiet darstellen, soll gleichsam die Institutionen der Chirurgie enthalten, indem es für die spezielle Chirurgie dieselbe Bedeutung habe, welche die allgemeine Anatomie nach der Idee *Bichats* für die descriptive gehabt habe.

Die noch folgenden fünf Bände enthalten die spezielle Betrachtung der chirurgischen Krankheiten in den einzelnen Organen und Körperregionen

nebst ihrer Diagnose und Therapie. Die Lehre von den Augenkrankheiten wird im III. und IV. Band abgehandelt.

Die oben gegebene Übersicht zeigt, dass das System *Walthers,* was die Formenähnlichkeit und Formenverschiedenheit anlangt, ein geistreich-künstliches ist, während auf die ursächlichen Momente keine Rücksicht genommen wurde. Die Darstellungsweise darin ist rein dogmatisch, ohne Kritik fremder Meinungen. Sein Zweck war, ein Lehrbuch zu schreiben. Die damals in den chirurgischen Handbüchern gebräuchliche Einteilung der chirurgischen Krankheiten in solche, die in allen Organen und Körperregionen vorkommen, und in solche, die nur in einzelnen Organen auftreten, verwirft er aus dem Grunde, weil es keine besonderen Krankheiten einzelner Organe gäbe.

Erst nach 30jähriger akademischer Lehrzeit entschloss sich *Walther* zur Veröffentlichung des hier besprochenen systematischen Werkes, dessen Grundzüge er schon im Beginn seiner akademischen Laufbahn entworfen, um sie in der Folgezeit zu einem „System“ aufbauen zu können. Die andern Schriften betrachtet er als Vorarbeiten zu diesem die Frucht seines Lebens darstellenden Hauptwerk, in dem er seine Kenntnisse und Erfahrungen vereinigt hat.

Zur Beurteilung dieses Werkes möge daher noch angeführt sein, dass er bei dieser Abfassung besonders die leitende Idee zu Grunde gelegt hat, dass die Heilkunde nicht nur auf Naturforschung beruhe, sondern reine Naturforschung selbst sei. Auch war es seine Absicht, die Fortschritte der Naturwissenschaften, besonders der Physiologie, mehr wie dies bisher geschehen, in sein System aufzunehmen.

Wenn die andern chirurgischen Schriftsteller die Chirurgie abgesondert zu behandeln pflegten, die medizinischen aber die Vereinigung beider Wissenschaften fälschlich schon als vollzogen betrachteten, so war es *Walthers* Prinzip, die Chirurgie auf die gleiche Höhe mit der seit drei Dezennien so sehr vervollkommneten inneren Heilkunde zu bringen. Durch die angedeutete Klassifikation und streng wissenschaftliche Be-

handlung der Chirurgie gibt er dieses Bestreben der Angliederung deutlich zu erkennen. Beide Wissensgebiete will er jedoch auch späterhin getrennt vorgetragen wissen.

So sehr *Walthers* neues System unter den Werken der damaligen Litteratur bei Ärzten und Chirurgen allgemeine Aufmerksamkeit erregte, so fehlte es ihm doch auch nicht an Widerspruch. Die innere Medizin legte auf die Ätiologie, die ja im Formensystem nicht zum Ausdruck kam, das Hauptgewicht. Von chirurgischer Seite wurde bedauert, dass *Walther* das „System" nicht zur Zeit seiner höchsten Tatkraft veröffentlicht habe.

Was den speziellen Teil anlangt, so weicht er, abgesehen von der Anordnung, inhaltlich insofern von ähnlichen Werken und Anschauungen der damaligen Zeit ab, als wir in demselben die von *Walther* angegebenen Operationsmethoden und aufgestellten Theorien jede an ihrem Platze im System eingereiht wiederfinden. Soweit dieselben im vorhergehenden bei Besprechung der einzelnen Abhandlungen *Walthers* noch nicht erörtert sind, sollen sie im folgenden besprochen werden. So leicht sich die Mehrzahl dieser Operationen bis auf den heutigen Tag behaupten konnte, so entschieden musste natürlich ein grosser Teil der besonders über die allgemeine Chirurgie ausgesprochenen Anschauungen dem Fortschritt in der Wissenschaft zum Opfer fallen.

Die wertvolle Bedeutung aber bleibt diesem „System" für immer, dass *Walther* damit in seinem Streben nach Gründung einer deutschen wissenschaftlichen Chirurgie und Augenheilkunde zur wissenschaftlichen und litterarischen Vertretung dieser Disziplinen in der damaligen Zeit wesentlich beitrug: er stellte sich damit als deutscher Chirurg an die Seite der beiden damaligen führenden Chirurgen in England und Frankreich (*A. Cooper* und *Dupuytren*).

Neben der Ausarbeitung seines „Systemes" beschäftigte sich *Walther* namentlich mit der Erforschung der Cholera, einer Krankheit, für die er bis zum Ende seines Lebens grosses Interesse zeigte. So arbeitete er über die „Mittel gegen die indische Cholera" (1831) unter Besprechung ihres Wertes und ihrer Indikation. Die Therapie bestand zu jener Zeit in Blutentziehungen, Opium und Kalomel. — Als Mitglied der damaligen bayerischen Cholerakommission verwarf er auf Grund seiner Ansichten mit aller Energie die Aufstellung eines Kordons gegen Böhmen. Auf seinen

Rat gab die bayerische Staatsregierung (1836) die beim Publikum sehr beruhigend wirkende Erklärung ab, dass „Ansteckung von Cholerakranken, auch wenn man sich mitten unter ihnen befindet, sie anfasst und pflegt, nicht zu fürchten sei".[1])

In seinen „Aphorismen" (1833—1838) spricht er seine Ansicht über die Pathologie der Cholera näher dahin aus, dieselbe sei keine Neurose, sondern eine Säftekrankheit mit zwei Stadien, dem der beginnenden und dem der vollendeten Blutzersetzung. — Als im Jahre 1849 auf Vorschlag *Walthers* von der bayerischen Regierung eine Ministerialkommission für wissenschaftliche Untersuchungen über die indische Cholera geschaffen worden war, der die Aufgabe zufiel, auf physikalisch-chemischem und pathologisch-anatomischem Wege ihr Wesen zu erforschen, wurde *Walther* dieser Kommission, der auch *Pettenkofer*[2]) angehörte, als Vorstand beigegeben.

Auch *Liebigs* Forschungen suchte *Walther* für die ärztliche Wissenschaft zu verwerten. Durch das Studium von dessen Tierchemie angeregt, begründete er eine Fieberlehre auf chemisch-physiologischer Basis. Er zählt in seinen „Fragmenten über das Fieber" (1843) dasselbe unter die wahren unvergänglichen Krankheitsbilder und spricht den Satz aus, dass es nur ein Fieber geben könne.

Noch im Sinne der Naturphilosophie suchte er auch den Begriff Krankheit zu definieren, indem er in den „Ideen zu einer Ätiologie der Krankheit" dieselbe als die „Reaktion der Natur gegen die Kulturbestrebungen des Menschen" auffasst.

Aus *Walthers* Münchener Zeit finden sich ausserdem noch folgende Arbeiten veröffentlicht: „Über Revaccination", „Über Aushungerung", „Über die Ernährung des menschlichen Körpers" (1844) und „Über einen krankhaft veränderten fossilen Knochen eines Höhlenbären" (sarkomähnliche Neubildung). — Aus dem Gebiet der speziellen Chirurgie seien noch genannt: „Über die Trepanation nach Kopfverletzungen" (1830), „Über das Knochenbistourie" (1832)

---

[1]) *Max von Pettenkofer* zum Gedächtniss. Rede, im Auftrag der mathematisch-physikalischen Klasse der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften in München in der öffentlichen Sitzung am 16. November 1901 gehalten von *Carl v. Voit.* München 1902. Verlag der k. b. Akademie.

[2]) *Pettenkofers* hohe wissenschaftliche Begabung hatte *Walther* schon früh erkannt und war in einem Gutachten für ihn eingetreten.

und „Über die Herniotomie als Mittel zur radikalen Heilung der Brüche“ (1838).

Aus dem Gebiet der Augenheilkunde sind folgende Untersuchungen hervorzuheben: „Beobachtungen einer Cornea conica“.

Nach *Walthers* Ansicht sind alle Trübungen der Hornhaut Entzündungsprodukte im Gewebe der Cornea selbst oder zwischen diesem und dem Bindeblättchen einer- oder der Membrana Descemetii andrerseits. Sie beruhen entweder a) auf Ablagerung eines noch flüssigen oder schon geronnenen Exsudates ohne Veränderung des Hornhautgewebes oder b) auf einer Hornhautnarbe ohne anderweitige Gewebsveränderung mit oder ohne gleichzeitig bestehender vorderer Synechie oder c) auf Gewebsveränderung der Cornea ohne Narbe und Synechie oder mit Narbe und ausgebreiteter Synechie (Leukoma). *Walther* suchte auf operativem Wege gegen die Hornhauttrübungen vorzugehen. Auf seine Veranlassung stellte die medizinische Fakultät eine Preisaufgabe über Hornhauttransplantationen (1839), vier Arbeiten liefen ein von *Mühlbauer, Munk, Königshofer* und *Hauenstein.* Es war ihnen in mehreren Fällen gelungen, Hornhautlappen anzuheilen. Wie die Lichtempfindung durch die neue Hornhaut war, blieb fraglich.

Hierher gehört auch eine Abhandlung: „Über Amaurose nach Superciliarverletzungen“ (1840).

Walther hat die Erfahrung gemacht, dass Verletzungen des Frontal- und Superorbitalnerven als solche nie Amaurose hervorbringen können. Wenn zuweilen doch Amaurose nach Superciliarverletzungen entsteht, so rührt das von einer gleichzeitigen Komplikation mit encephalischen, orbitalen oder ophthalmischen (Retina und Ciliarkörper) Verletzungen her. *Walther* nimmt folgende Gattungen von Amaurosen an, die von primärer Affektion des Ciliarnervensystems bedingt werden (sg. Ciliaramaurosen):

1. Die unvollkommene Amaurose mit gleichzeitiger Lähmung von Augenmuskeln, namentlich des Levator palpebrae superioris.
2. Die Amaurosen, die auf Verletzungen des Ciliarkörpers oder einzelner Ciliarnerven oder auf Zerstörung des Ciliarknotens beruhen.
3. Jene transitorische Amaurose oder amaurotische Amblyopie, die durch den Gebrauch narkotischer Pflanzengifte entsteht.
4. Amaurosen, denen krankhafte Unterleibsaffektionen (Pyrosis, Wurmreiz, Hysterie oder Hypochondrie) zu Grunde liegen.

In einer grösseren Bearbeitung „der Pathologie und Therapie der Amaurose“ glaubt *Walther* annehmen zu dürfen, dass das Glaucom kein Retinalleiden sei.

Die Krankheit sei rein amaurotisch. Die grüne Färbung sei nicht konstant und charakteristisch. Der Glaskörper sei nicht immer ergriffen, wie auch die Chorioidea nicht wesentlich dabei affiziert sei. Er hält daher die Annahme einer materiellen Ursache für die glaucomatöse Trübung ebensowenig nötig, wie für die gewöhnliche amaurotische.

Endlich hat er noch seine Lehre vom grauen Star in einer „Kataraktologie“ zusammengefasst. Der Katarakt ist für ihn keine wahre selbständige Krankheit, sondern nur das gemeinsame Produkt und der Ausgang zahlreicher Krankheiten der Linse und ihrer Kapsel.

Der Katarakt beruht, als angeborenes Leiden, auf einer Hemmung in der Entwicklung des Auges. *Walther* nimmt nämlich an, dass die Linse des Fötus ursprünglich undurchsichtig ist und sich erst in der weiteren Entwicklung während des Fötallebens aufhellt. Der Katarakt ist entweder flüssig (Catar. lactea) oder fest und nur im Kerne verdunkelt (Catar. centralis), oder er ist, wie bei Greisen, der Ausdruck des Absterbens, also eine Art Sphacelus. Dies ist keine eigentliche Krankheit, sondern die notwendige Folge des hohen Alters. Eigentlich müsste also jeder Mensch, wenn er das entsprechende Alter erreicht hat, kataraktös werden. Nicht wahre Immunität gegen Katarakt, sondern nur der Umstand, dass der Tod vieler Menschen vor dem partiellen Tod der Linse eintritt, erklärt jene zahlreichen Ausnahmen von der Regel. Der Katarakt ist schliesslich sehr häufig die Folge einer Entzündung der Linsenkapsel oder des Linsenkörpers. Es beginnt dann die Entzündung meist in der Kapsel, um später auf den Kristall überzugehen. Doch kann der Entzündungsprozess auch eine perverse Absonderung der die Linse ernährenden Morgagni'schen Feuchtigkeit bedingen und so Katarakt zustande kommen. So erklärt *Walther* die häufigen Linsentrübungen nach heftigen inneren Augenentzündungen durch Fortpflanzung des Krankheitsprozesses von den anfangs ergriffenen Teilen auf die Kapsel oder die Linse selbst und das Auftreten des Stars nach Traumen, wie Erschütterung, Quetschung oder Verwundung des Auges.

Besonders häufig wird aber der entzündliche Katarakt durch Metastasen veranlasst und zwar kann fast jede Krankheit des menschlichen Körpers durch die Übertragung eines krankhaften Reproduktionsprozesses Linsentrübung erzeugen. So entstehen z. B. die gichtischen, syphilitischen, psorischen Katarakte, von denen jede eine ihr eigentümliche Form annimmt und sich so von dem einfachen Star unterscheidet. Je nach dem Ausgange der Entzündung gestaltet sich die Linsentrübung verschieden. Es entsteht infolge der mangelhaften oder perversen Sekretion des Liquor Morgagni eine Verwachsung der entzündeten Linsenfasern oder eine Verhärtung des Kristalls mit anfangs partieller, später sich über die ganze Linse ausbreitender molkiger Trübung. Es kann endlich auch zur Vereiterung (Catar. lactea,

purulenta, cum bursa ichorem continente), ja sogar zur sarkomatösen Wucherung kommen, die *Walther*, wenn nur die Kapsel betroffen ist, Cat. pyramidalis, wenn auch die Linsensubstanz gewuchert ist, Cat. arborescens nennt.

Walther hat damit zum ersten Male versucht, zu einer endgültigen Lösung der Frage nach Genese und Natur vom Katarakt zu gelangen.

In *Walthers* letzter Schrift, die unvollendet blieb: „Über die Zertrümmerung steiniger Konkretionen in der Harnblase“ (= Lithotritie) nennt er *Civiale, Leroy d'Etiolle* und *Amussat* in Paris als deren Erfinder. *Heurteloup* und *Segalas* hätten die Lithotritie technisch vervollkommnet.

Walther gibt einen Überblick über die beschränkte geographische Ausbreitung dieser Operation, worin er die Lombardei als das eigentliche Land der Steinkranken bezeichnet. Als eine seiner letzten Aufgaben sehe er es an, die Lithotritie in Deutschland zu verbreiten. Da er nicht mehr in der Lage sei, die neue Kunst sich anzueignen, so suche er jüngere deutsche Ärzte dafür zu begeistern.

Unter *Walthers* Broschüren allgemeineren Inhalts verdient besondere Beachtung diejenige: „Über das Verhältnis der Medizin zur Chirurgie und die Duplizität im ärztlichen Stande, eine historische Untersuchung mit dem Endresultat für die betreffende Staatseinrichtung“.

Während über diesen Gegenstand damals nur dogmatische Untersuchungen vorlagen, suchte *Walther* auf historischem Wege die Unhaltbarkeit einer bestehenden Mittelklasse von halbgebildeten Chirurgen und die Notwendigkeit der Abschaffung der sie ausbildenden Schulen nachzuweisen. Er versteht unter Duplizität im ärztlichen Stande das Vorhandensein einer zweiten untergeordneten Klasse von Ärzten neben den ersten. Zu keiner Zeit wurde die Duplizität absichtlich aus Bedürfnis geschaffen. In der alten Welt unbekannt, entstand sie bei den germanischen und romanischen Völkern im Mittelalter zufällig dadurch, dass zu den schon vorhandenen Volksärzten eine neue Klasse der litteraten, gelehrten Ärzte hinzukam. Zum Beweise, dass die Duplizität nur dem Gegensatz der litteraten und nicht litteraten Ärzte ihre Entstehung zuzuschreiben habe, nicht aber durch einen prinzipiellen Gegensatz zwischen der Medizin und Chirurgie bedingt sei, führt *Walther* aus, dass die Bartscherer und Bader im 13. Jahrhundert, in welcher Zeit sie auch in Deutschland erschienen, auch sogleich als Ärzte aufgetreten seien.

Damals wurde in Frankreich der Ausdruck „barbier“ und „chirurgien“ teils synonym gebraucht, teils fasste man sie in der Bezeichnung „Barbierschirurgiens“ zusammen. Wo wir diese im 13. und 14. Jahrhundert erwähnt finden, geschieht es zur Beschränkung ihrer Befugnisse auf einzelne Krankheiten. Diese des Lesens und Schreibens unkundigen Bader bildeten im Mittelalter vom 13. Jahrhundert an bei den germanischen und romanischen Völkerstämmen die durch blosse Traditionen unterrichteten illitteraten Volksärzte.

Die Mönche der lateinischen und abendländischen Kirche dagegen schöpften ihre medizinischen Kenntnisse aus hippokratischen, alexandrinischen und römischen Klassikern, so besonders aus den Werken von *Claudius Galenus*. Aus den Mönchen gingen die gelehrten oder litteraten (Priester-)Ärzte hervor.

Diese gelehrten Ärzte vertraten ursprünglich ebenso wenig bloss die innere Medizin, wie die illitteraten Volksärzte, die Bader und Barbiere bloss Chirurgen waren. Allein späterhin wurden die gelehrten Mönchsärzte durch päpstliche Interdikte von der Ausübung der Chirurgie abgehalten. Bestand doch der Glaube, dass der Geistliche durch Blutvergiessen irregular werde. Das Verbot blutiger Operationen bestand jedoch nur für die Priester (Patres), nicht aber für die Laienbrüder (Fratres). Es bildeten sich sogar neue Orden, die sich ausschliesslich der Krankenpflege widmeten, z. B. der der barmherzigen Brüder, in dem die Zahl der Fratres die Patres sogar übertraf, während in den übrigen Klöstern das Verhältnis umgekehrt war. Zu solchen Klosterbrüdern zählt *Walther Pravetz* in Deutschland, *Jacques Beaulieu* und Frère *Cosme* in Frankreich. Aus diesen Laienbrüdern und zum Teil auch neben ihnen habe sich im Mittelalter aber noch ein neues, für die höhere Chirurgie förderliches Element herausgebildet, die Magister der Chirurgie, die auch Chirurgi Physici genannt wurden. Sie verbreiteten sich besonders von Italien aus, speziell von den Schulen von Salerno, Bologna, Padua, in Spanien von Salamanca; später wurden auch in Paris solche Chirurgi Physici ausgebildet. (In Deutschland gab es zur gleichen Zeit derartige Schulen noch nicht.)

Mit dem Baderhandwerk haben die Magistri in Chirurgia nichts gemein. Es wurde von ihnen das eidliche Gelöbnis abverlangt, sich streng der Behandlung innerer Krankheiten zu enthalten. Für das Bedürfnis des Volkes genügten diese meist herumziehenden Ärzte wegen ihrer geringen Zahl nicht. Aus diesem Grunde übten die Bartscherer damals namentlich auch die sogenannte kleine Chirurgie aus, wobei sie aber nichtsdestoweniger auch nicht chirurgisch Kranke behandelten. Die Bezeichnung „Chirurgen“ für die Bader zu gebrauchen, war und ist unrichtig, „indem sie ebensogut innere als äussere Kuren unternahmen und ebensowenig von der Chirurgie als von der Medizin verstanden“. Indem man bedauerlicherweise die Bader als die Repräsentanten der Chirurgie anzusehen sich gewöhnte, entstand die

irrige Meinung, die Duplizität habe ihren Grund in dem Gegensatze der Arzneikunde und der Chirurgie selbst und dieser Gegensatz drücke sich eben auch durch die Art der Ausübung der beiden Kunstzweige im Leben aus.

Selbst als gegen Ende des Mittelalters die ärztliche Gelehrsamkeit aus den Händen der Mönche durch den medizinischen Unterricht auf den Universitäten in die der Laien übergegangen war, änderte dieser Umstand nichts an dem Verhältnis der laischen gelehrten Ärzte einer- und der Bader oder Volksärzte andrerseits. Diese erhielten ihre Kenntnisse immer noch zunft- und handwerksmässig, ohne vorausgegangene humanistische Vorbildung.

In Frankreich und England überliessen späterhin die Barbiere das Bartscheren den Friseuren, sie selbst aber vereinigten sich unter Verschmelzung mit den Magistris in Chirurgia — wie die Professionisten einer höheren Ordnung, z. B. die Kaufleute — in eigenen Gremien und Kollegien, mit denen eigene Unterrichtsanstalten verbunden waren. In ihnen wurde technische Ausbildung erstrebt, gelehrte Bildung war ausgeschlossen. Solche Hospitalschulen sah *Walther* noch in London.

Die Akademie der Chirurgie in Paris war in gleicher Weise entstanden, ging aber in der französischen Revolution unter. Von da ab kam die Chirurgie in Frankreich nicht mehr in die Hände einer untergeordneten Klasse von Ärzten, sondern wurde von allgemein gebildeten Doktoren der gesamten Medizin ausgeübt.

Die in Deutschland zuweilen als herumziehende Operateurs erscheinenden Magister der Chirurgie konnten hier nicht einheimisch werden. In Deutschland fehlte ein solch veredelndes Element, wie es die französischen Magistri waren, für die Masse der sogenannten Chirurgen, es kam daher auch zu keiner ähnlichen Vereinigung derselben in Kollegien. Man lernte bei Meistern und blieb Handwerker.

Dagegen wurde in Deutschland zuerst die Wiedervereinigung und Gleichstellung der Chirurgie und Medizin mit Erfolg angestrebt und zwar beteiligten sich dabei nur die gelehrten Ärzte und die damaligen grossen Fortschritte der deutschen Chirurgie sind diesen allein zuzuschreiben. Unbeteiligt waren die aus Anstalten, wie den chirurgischen Schulen in Preussen, Braunschweig, Sachsen und Österreich, sowie den Baderschulen in Bayern hervorgegangenen niederen Chirurgen. Diese Institute verfolgten den Zweck, teils Volksärzte, teils Chirurgen im engeren Sinne, teils Militärärzte für den Kriegsbedarf auszubilden. Die Schüler erhielten darin nur unvollkommenen, rein technischen Unterricht. Daher wurden in diesen Schulen mit unrichtig aufgestelltem Lehrplan nirgends befriedigende Ergebnisse erzielt, vielmehr nur dünkelhafte Halbwisser und Pfuscher herangezogen. *Walther* bezeichnet diesen bloss praktischen Unterricht ohne theoretische Grundlage als völligen Missgriff und empfiehlt dringend, der-

artige Bildungsanstalten abzuschaffen, zumal ein Bedürfnis zum Fortbestehen bei der neueingeführten chirurgischen Ausbildung der Ärzte nicht vorhanden sei.

Wenn von den Vertretern der Baderschulen vorgegeben werde, dass von den Universitäten nur hochgestellte Ärzte hervorgehen, welche sich den niederen Ständen zu sehr entfremden, so fragt er: „Soll der Bauer, Arbeiter und niedere Handwerker einen weniger wissenschaftlich gebildeten Arzt nötig haben, als der Gebildete und Reiche?“ *Walther* gibt zu, dass in der Stadt und auf dem Lande als Lehrlinge und Gehilfen von Meistern eingelernte wundärztliche Handlanger für die kleineren chirurgischen Verrichtungen unentbehrlich seien, wie diese Funktionen (Aderlassen, Blutegelsetzen, Schröpfen, Applikation von Blasenpflastern und Klystieren) zu allen Zeiten den Badern zuständig waren.

Walthers Vorschläge wurden angenommen. Die Aufhebung der landärztlichen Schulen, bei deren Errichtung in Bayern (1807) *Walther* schon gewarnt hatte, ist sein Werk und ein bleibendes Verdienst.

Seine Pläne zur Reorganisation der klinischen Verhältnisse speziell in München enthält die Broschüre: „Über klinische Lehranstalten in städtischen Krankenhäusern, eine Prinzipienfrage zugleich in näherer Beziehung auf ihre gegenseitigen Verhältnisse in München“.

Walther war ferner eifriger Protektor der (1843) errichteten Poliklinik in München.

Wie er im Obermedizinalausschuss jede Gelegenheit wahrnahm, für die Freiheit der ärztlichen Wissenschaft und Forschung einzutreten, so war er auch in der medizinischen Fakultät und im Senat der Universität ein Vorkämpfer für die Fortschritte des Universitätswesens, namentlich in den Verhandlungen über Universitätsreform und speziell über die Jenenser Beschlüsse (1848). Selbst als Abgeordneter der Münchener Universität auf dem Professorenkongress in Jena stimmte er — der Senior der Versammlung — zum Erstaunen beider Parteien für die Reformen. An der Spitze der „konservativen“ Partei standen ihm *Vangerow* und *Wächter* gegenüber. *Walther* war ein Gegner des Studienzwangs und wollte den Universitäten ihre alte Verfassung und frühere Freiheit

zurückgewinnen, wie er sie (vor den Karlsbader Beschlüssen, 1819, mit ihrer Überwachung der Lehrer und Studierenden durch besondere Kuratoren) selbst noch erlebt hatte.

Seine Anschauung über den Wert und die Aufgabe der Universitäten möge folgende Stelle aus einem Briefe an seinen Schwager, den Juristen *Mittermaier* in Heidelberg, (Oktober 1849) beleuchten:

„Die deutsche Einheit besteht jetzt wieder allein in der Gemeinschaft geistiger Güter, in Sprache, Wissenschaft und Kunst, wie sie sich als solche stets auch in den schlimmsten Zeiten erhalten hat, wo beinahe nur die Universitäten Gemeingut deutscher Nation waren. Dieses Gemeingut, dieses heilige Feuer zu bewahren, ist jetzt wieder wie damals unser Beruf: ihm sollen wir leben, um dies Kleinod deutscher Einheit für unsere Nachkommen zu erhalten!"

Wie *Walther* auch mit seinem Streben, die Freiheit der ärztlichen Praxis in Bayern einzuführen, im Obermedizinalausschuss seinerzeit allein stand und in der gleichen Angelegenheit auf dem Kongress bayerischer Ärzte in München (Herbst 1848) nur wenige Anhänger hatte, so erging es *Walther* auch mit anderen grossen Plänen, deren Verwirklichung er der Nachwelt überlassen musste. „Es ist merkwürdig," sagt er, „dass die wenigsten Menschen vertragen können, in der Minorität zu sein. Ich war beinahe immer in meinem Leben in der Minorität."

Sein Vorhaben, das ganze bayerische Medizinalwesen in freier, zeitgemässer Weise umzugestalten, gibt eine von ihm begonnene, aber unvollendet gebliebene Schrift „Über das Medizinalwesen in Deutschland" zu erkennen.

Auch für die Werke der Kunst (speziell der plastischen Kunst) besass *Walther* reges Interesse. Er besuchte in Italien unter anderen Städten Florenz, Pisa, Venedig, Neapel, Palermo (als Begleiter König *Ludwigs I.*) und Rom (als ärztlicher Berater von Papst *Gregor XVI.*). Als Leibarzt kam er mit der Königin *Therese* nach Scheveningen, Franzensbad und Doberan, wobei er auch mit *Goethe* in Weimar (von *Schelling* bei ihm eingeführt) sich befreundete. *Schelling* war (1841) einem Ruf an die Universität Berlin gefolgt. Ausser dem Weggang seines Freundes aus München hatte *Walther* im selben Jahre auch den Tod seines Mitherausgebers *v. Graefe* in Berlin zu beklagen.

Bei der Feier seines vierzigjährigen Dienstjubiläums (23. Mai 1843), zu der auch sein Jugendfreund *Schelling* erschienen war, war es *Walther* noch einmal vergönnt, sich von der ihm von allen Seiten dargebrachten dankbaren Verehrung seiner Mitmenschen zu überzeugen.

Walther erlag im 68. Lebensjahr (29. Dezember 1849) einer sechstägigen, mit Grippe beginnenden und mit den Erscheinungen hohen kontinuierlichen Fiebers einhergehenden Krankheit.[1])

Walthers Grabmonument — neben dem von *Schwanthaler* und *Gärtner* in den Arkaden des südlichen Friedhofs — stellt in Form einer von Professor *Johann Halbig* ausgeführten, wohlgetroffenen Statue die charakteristischen Züge des bedeutenden Mannes dar.

„Aber wenn man fragt, was einer oder der andere unserer dahingeschiedenen grossen Universitätslehrer für den wahren Fortschritt der Wissenschaft Bleibendes geleistet, welche Entdeckung oder Erfindung derselbe gemacht, die sich, nicht mehr der Kontroverse unterworfen, für alle Zeiten bewährt, welchen neuen Lehrsatz er begründet und so festgestellt habe, dass er für die ganze Folgezeit in den Kanon der Wissenschaft aufgenommen ist, so kömmt man meistens in Verlegenheit und weiss kaum eine solche Entdeckung oder Erfindung, kaum einen solchen Lehrsatz namhaft zu machen," sagt *Walther*

---

[1]) Bei der Autopsie fand sich: An den Lungen links hypostatische Pneumonie, beiderseits ältere pleuritische Adhäsionen, sowie pigmentierte, narbige Einziehungen und hirsekorngrosse Ablagerungen mit eingeschlossenem kreidigen Kern an den Spitzen, Fettleber und leichte Verkalkung der Arteria basilaris.

Über das Gehirn, von dem Gipsmasken genommen und darnach Wachsmodelle angefertigt wurden, sagt das Protokoll am Schluss: „Insbesondere waren die von der Reil'schen Insel zum grossen Längszuge an der Mediane geschlängelt laufenden Quercircumvolutionen, die Hauptverbindungen der zwei grossen Längssysteme auf der äusseren Oberfläche der Hemisphären, welche *Foville* die Circumvolutionen der vierten Ordnung nennt, sehr entwickelt und wiederum untereinander durch Anastomosen vielfach verbunden . . . . diese waren es, welche hier vor allem im Geiste des Beschauers die Idee einer reich entwickelten Bildung zurückliessen und auf welchen die Schönheit des *Walther*'schen Gehirns beruhte."

in seiner Biographie von *Döllinger* bei der Frage nach dem endgültigen Verdienst eines Gelehrten um die wissenschaftliche Forschung.

Im folgenden sei es versucht, mit Rücksicht auf diese Frage *Walthers,* die er gewiss auch bei sich selbst gestellt hat, seine Bedeutung für die Chirurgie und Augenheilkunde, soweit dies heute schon möglich ist, noch einmal kurz zu überblicken.

Zur Beurteilung seiner operativen und schriftstellerischen Tätigkeit seien zunächst folgende chirurgische Operationsmethoden von ihm genannt: die Amputation und Exartikulation im Schultergelenk und zwischen den Knochen der Fusswurzel der ersten und zweiten Reihe, die Oberschenkelamputation im Hüftgelenk, die Exartikulation der Finger mit ihren Metacarpen aus dem Handwurzelgelenk, die Heilung des Kropfes durch Unterbindung der oberen Schilddrüsenarterien und die Behandlung des Aneurysma durch Unterbindung der Arteria Carotis communis, die unblutige Reposition der Phimose und Paraphimose, ferner seine Arbeiten über Herniotomie, Trepanation, Lithotritie, Fetthautgeschwülste, Balggeschwülste, Krebs, Telangiektasie, Harnsteine, endlich seine Theorien vom Fieber und der Cholera.

Von *Walthers* Arbeiten auf dem Gebiet der Ophthalmologie nenne ich ausser einem zweibändigen Lehrbuch der Augenheilkunde seine wichtigen Untersuchungen über das Iriskolobom, Dacryolithen, Hornhautflecken, Hypopyon, Augenentzündung, Ophthalmia contagiosa, Krankheiten des Ciliarnervensystems, Amaurose, ferner seine Theorie über die Bildung des grauen Stares, endlich erfand er die Tarsorrhaphie und gab die Anregung, den zufälligen Vorfall der Iris zur künstlichen Pupillenbildung zu benützen.

Wir haben ferner gesehen, wie es *Walther* durch Begründung des Journals der Chirurgie und Augenheilkunde und durch Aufstellung seines auf die Fortschritte der Naturwissenschaften aufgebauten „Systems der Chirurgie“ gelungen ist, beiden Disziplinen in Deutschland nicht bloss eine starke Stütze, sondern auch eine bestimmte Richtung zu geben,

wie er als Organisator im Medizinalwesen den Schulen halbgebildeter Chirurgen ein Ende machte, wie sein Streben, auf Grund historischer Forschungen, die Chirurgie auf die wissenschaftliche Höhe der inneren Medizin zu heben, von Erfolg begleitet war, wie er darauf drang, dass sich die allgemein gebildeten Ärzte auch der Chirurgie widmen sollten, wie er — auf seine durch Reisen gesammelten Erfahrungen gestützt — in Landshut und Bonn musterhafte Kliniken für Chirurgie und Augenheilkunde errichtete und als einer der ersten klinischen Unterricht über Ophthalmologie erteilte.

Bei diesen Erfolgen müssen wir bedenken, dass *Walther* aus der Schule der (*Schelling*'schen) Naturphilosophie hervorging. (In ihrem Geiste erläuterte er in seiner Jugend die Lehren *Galls* und *Stahls* und schrieb sein Lehrbuch der Physiologie des Menschen.) Durch eigenes Studium musste er erst die Vorurteile der Naturphilosophie überwinden und nun bildeten die Naturwissenschaften, namentlich die Physiologie, die feste Grundlage seines ärztlichen Denkens und Handelns.

Den Vorteil können wir jedoch der naturphilosophischen Spekulation nicht absprechen, dass sie *Walther* — wie sie die einzelnen Doctrinen der Naturforschung überhaupt einander näher brachte — insbesondere zu eingehenderem Studium der Anatomie, speziell der Entwicklungsgeschichte, anregte. (Auf derartigen Forschungen beruht seine Erklärung vom Zustandekommen des Iriskoloboms und der Hernien.)

Seinen philosophischen Grundsätzen blieb er auch auf dem Gebiete, auf dem sie ihre grösste Bedeutung haben, auf demjenigen des öffentlichen Lebens, als Vorkämpfer der deutschen Universitäten und der akademischen Freiheit bis zu seinem Tode treu. Unvergänglich endlich sind die fruchtbringenden Keime, die er als Lehrer in seine Schüler gelegt hat.

Zum Schlusse möchte ich noch die angenehme Pflicht erfüllen, Herrn Professor Dr. *Eversbusch* für die liebenswürdige Unterstützung bei dieser mir von ihm zugeteilten Arbeit, sowie Herrn Hofrat Dr. *Walther* für gütige Überlassung reichlichen, besonders schriftlichen Materials aus dem Nachlasse *Ph. Fr. v. Walthers* verbindlichst zu danken.

Lebenslauf.

Ich wurde am 16. Oktober 1879 in Bissingen, Oberamt Ulm, geboren. Meine in Esslingen a/N. lebenden Eltern sind Pfarrer a. D. *August Weinland* und *Sophie* geb. *de Bary-Passavant*. Zuerst besuchte ich die Volksschule zu Dapfen, Oberamt Münsingen (1885—87), dann das Gymnasium in Reutlingen (1887—93), das Lyzeum in Esslingen (1893—95) und das Gymnasium in Cannstatt (1895—97). Im Herbst 1897 bezog ich die Universität Tübingen, wo ich nach zweijährigem Studium der Medizin die ärztliche Vorprüfung bestand. Zu den klinischen Studien wählte ich (Herbst 1899) die Universität München, wo ich nach Ablegung des Staatsexamens am 7. März 1903 die Approbation als Arzt erhielt. Während des Sommersemesters 1903 war ich mit der Bearbeitung des Stoffes zu vorliegender Abhandlung beschäftigt. Nach Ableistung der ersten Hälfte der militärischen Dienstpflicht im 2. Infanterie-Regiment (Winterhalbjahr 1903/04) diente ich als Einjährig-Freiwilliger Arzt im 1. Schweren Reiter-Regiment (Sommerhalbjahr 1904). Daran schloss sich eine sechswöchentliche Übung als Unterarzt der Reserve beim 12. Infanterie-Regiment in Neu-Ulm.

August Weinland.